



HANS LORENZ LENZEN



ANMUTIGES VOGELBÜCHLEIN



FÜR KINDER U. LERNEIFRIGE





HANS LORENZ LENZEN
ANMUTIGES VOGELBÜCHLEIN

JUGENDBUCHREIHE „ERLEBTE WELT“, BAND 1

HANS LORENZ LENZEN

*Anmutiges
Vogelbüchlein*

*für Kinder und
Lernende*

Mit acht Tafeln von Jürgen Ritter

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Umschlagentwurf von Otto Wulk
Zeichnung der Tafeln von Jürgen Ritter
Lizenz-Nummer 359-425/9/52, 48.-57. Tausend
Copyright 1951 by Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich in Leipzig
Satz in Borgis Weiß-Antiqua
Druck und Einband von J. Bohn & Sohn, Leipzig III-18-177

INHALT

<i>Februar</i>	Der Zaunkönig	7
	Die Feldlerche	11
<i>März</i>	Die Amsel	16
	Der Star	21
<i>April</i>	Der Gartenrotschwanz	25
	Die Hausschwalbe	29
<i>Mai</i>	Die Singdrossel	33
	Die Nachtigall	37
<i>Juni</i>	Der Gartenspötter	42
	Das Schwarzplättchen	46
<i>Juli</i>	Das Rotkehlchen	50
	Der Sumpfrohrsänger	54
<i>August</i>	Der Stieglitz	58
	Der Buchfink	62
<i>September</i>	Die Bachstelze	66
	Die Kohlmeise	70
	Wir lernten kennen	74

DER ZAUNKÖNIG

Das Vöglein Unverzagt, so nannte meine Ahne das behende Vöglein mit dem nadelspitzen Schnabel und dem kurzen Schwanz. Wie eine große Fliege, meinte sie, umschwirre es das Haus, den Stall, den Schuppen am Boden, wo die Spinnen in den Winkeln stecken. Am Lattenzaun und in der Weißdornhecke entgehe seinem scharfen Auge kein Ungeziefer, und sei es noch so winzig. Und nicht einmal ein Mauseloch geböte ihm Halt, wenn es im Dunkel einen Leckerbissen vermute. Sein unauffälliges Gewand, glatt und ein wenig glänzend wie mit grauen und braunen Farbstiften bestrichen, entbehre jeder Pracht; dafür entschädige das Vöglein uns durch Tüchtigkeit. Viel später erst erkannte ich, daß unser kleiner Sänger in der Tat den Namen Vöglein Unverzagt verdient. Er hat es immer seltsam eilig, verweilt nicht einen Augenblick auf einem Fleck, schlüpft, kriecht und prescht durch dicht verwachsenes Gebüsch, hüpfst recht gewandt am Boden in großen und raschen Sprüngen. Beständig ist er auf der Suche nach Nahrung; die unscheinbarsten Bröcklein, wie Insekteneier, entgehen ihm nicht. Den fetteren Bissen verzehrt er in großer Hast, und kaum ist er geschluckt, beginnt der Pirschgang wieder. Er kann sich nicht genug tun im Durchstöbern versperrter und verstellter Ecken und überwindet dabei jedes Hindernis, sobald sein kleiner Körper nur eben Einlaß findet. Er wird gewiß bei solchem kecken Tun nicht Hunger leiden, und da er ein zwar umsichtiger, doch nicht gerade scheuer Vogel ist, besucht er gar im Winter regelmäßig die Speicher der Gebäude, selbst der Wohnhäuser, um nach den Kerfen und deren Puppen zu fahnden, die hier überwintern. Bei keinem andern Vogel hast du wie bei ihm den Eindruck, daß er durch seinen Fleiß die Not, die jeden Vogel plötzlich einmal anfällt, zu meistern weiß. Nicht weniger unverzagt dünkt uns die Stimme des behenden Königs. Zu jeder

Tageszeit macht er von seinem schmetternden Gesang Gebrauch; bei Frost und überm Schnee vernimmst du ihn seltener als in den guten Jahreszeiten. Bist du ihm einmal aufmerksam gefolgt, so wirst du ihn für immer von anderen Gesängen unterscheiden können, so unverkennbar wirkt er in den eigentümlichen Lauten. Lockt oder warnt der Zaunkönig, so erinnert dies an das Geschurre einer Standuhr, die aufgezogen wird. Läßt er sich Zeit zu seinem Lied — das kommt nicht allzu häufig vor —, so denkst du bei dem frischen, aus Wohllaut mühelos geformten Schlag mit seinen Rollern und Trillern an Edelsänger größeren Maßes. Wer einen Zaunkönig zum erstenmal hört, begreift nur schwer, daß einem solchen Wichtlein die Gabe fülligen Schalls verliehen ist.

Erst recht bezeichnen wir ihn mit Vergnügen als unverzagt, wenn wir ihn bei der Gründung der Familie belauschen. Er schleppt gewichtige Mengen von Stoffen für das Nest herbei. Am Werk ist nur das Männchen beteiligt, und in erstaunlich kurzer Zeit stellt es den Rohbau fertig, der einer Kugel in Größe eines mittleren Kohlkopfes gleicht. Der Bauplatz wird mit Sorgfalt ausgewählt, der Baustoff aus der näheren Umgebung entnommen. Bald besteht das Nest aus Moos, das wie gepreßt erscheint, bald aus verdorrttem Farnkraut, das schön geglättet wurde, bald aus verwelkten Blättern, die gleich den Ziegeln auf dem Dach geschichtet sind, bald aus mit Rindenetzen untermischten trockenen Halmen, die wie bei einem Besen alle nach gleichem Strich verlaufen. Du kannst es dicht am Boden zwischen Wurzeln alter Bäume finden, auch an den strauchbedeckten Böschungen unter einem Grasbüschel versteckt, auch in freistehenden Reisighaufen oder Holzstößen, auch im Efeu der Hauswand, auch in den Wipfeln der jungen Buchen, die mit Gerank von Geißblatt durchwuchert sind, auch unter nackten, vorspringenden Felsen, selbst in Bergwerksstollen und mit Vorliebe an der Laubwand einer Schutzhütte der Waldarbeiter. Und lustig wirst du es finden, daß einmal bei uns daheim auf dem Speicher der Zaunkönig in eine Tasche meiner abgehängten Hose baute.

Laß dir die köstliche Geschichte erzählen, wie einst der Zaunkönig den Adler überlistete und deshalb zu dem Namen kam, der halb aus Würde, halb aus Spott gebildet ist. Und wenn du dich daran ergötzt hast, horche auf: Der Wichtelvogel bewohnt in Wahrheit bald ein großes, bald ein kleines, doch immer unbestrittenes Königreich.

Zum Königreich gehört die Königin, nicht wahr, wie selbstverständlich. Zaunköniginnen aber sind scheue Wesen, denen die Tugend der Beständigkeit zu mangeln scheint. Ob Schreckhaftigkeit oder Flatterhaftigkeit im Spiele sind, ist noch nicht recht erforscht. Der König muß schon einen guten Eindruck machen, wenn er sie halten will. Und also baut er eine ganze Anzahl von Schlössern in seinem Reich. In einem Frühling bringt er es auf zwölf Paläste. Er baut sie nur im Rohbau fertig; auf innere Ausstattung legt er keinen Wert.

In meinem Garten hauste ein Zaunkönig, der meiner gründlichen Beobachtung nicht auswich, denn er kannte keine Scheu. Erst baute er ein Nest aus Fasern von Torfmull aus einem Ballen, der im Winkel des Geräteschuppens lag; zwei Tage brauchte er zur Fertigstellung. Sechs Tage später baute er ein zweites Nest zwischen zwei Säcken, die mit Düngekalk gefüllt waren. Als Baustoff benutzte er wieder Torfmull, nur mit vermehrter Sorgfalt ausgewählt; die Bauzeit nahm drei Tage voll in Anspruch. Genau sechs Tage später baute er ein drittes Nest in einem dicken Zopf von Bindebast im Vorraum eines Bienenhauses, zu dem er durch ein Lüftungsrohr beständig Zutritt hatte. Als Baustoff diente ein wahrer Berg von Schachtelhalm, der vortags ausgejätet worden war. Mein Zugehen störte den Baumeister nicht im geringsten; ich ließ ihn gerne gewähren, weil er durch alle Eckchen des Hauses kroch, um Wachsmotten aufzustöbern, sich aber nie an einer Biene vergriff. Neun Tage später fand ich das vierte und größte Nest im Sparrendach des Gartenhäuschens, kunstreich erbaut aus durren, lederharten Blättern des Walnußbaumes. In allen Nestern war das Schlupfloch an der Seite angebracht, die dem Lichte zugekehrt war. Keins der vier Nester war gepolstert oder ausge-

füttert. Es heißt, die Nester dienten zum Schlafen und zum Spielen. Hübsch hört sich die Behauptung an; ganz überzeugend klingt sie nicht. Viel eher könntest du dir denken, daß er der Königin, die er noch suchen und einladen muß, die Auswahl überläßt, bloß um sie nicht gleich wieder zu verlieren. Findet sein Bauwerk Gnade, dann übernimmt das Weibchen die Fertigstellung. Der kleine König selbst beteiligt sich nicht mehr daran, ja hinfort bekümmert er sich weder um das Weibchen noch um das Nest, noch ums Gelege, ja nicht einmal um seine Jungen, so lange sie vom Weibchen gefüttert werden. Was treibt er unterdessen? Er schafft noch weitere Nester im Rohbau fertig, lädt sich ein zweites, drittes, viertes Weibchen ein und läßt sie brüten und die Jungen großziehen. Mit einer hellen Stimme verbreitet er die Kunde, daß er auf Ordnung hält. Erst wenn die Jungen das Nest verlassen haben, nimmt er sich ihrer an, unterweist sie, füttert sie und bringt sie jeden Abend zur Ruhe, nicht anders als Kinder in ihr Bett gebracht werden. Mit seinen Jungen aus den andern Nestern verfährt er in der gleichen Weise. Ein Glück nur, daß sie bald eigene Wege gehen. Denn ohne Unterlaß muß er darauf achten, daß ihm kein Nebenbuhler noch vor der zweiten Brut die Weibchen weglockt oder daß sie ihn von selbst verlassen. Und so baut er neue Schlösser, um sie zu halten. Fürwahr, ein vielgeplagter König, der keine Zeit erübrigt, an sich selbst zu denken! Ihm geht es um den Kindersegen in seinem Kinderreich. Verstehst du, daß er darauf verzichten muß, die Nester bis ins letzte zu vollenden? Und daß er, weil er wie ein gütiger Landesvater wirkt, den Namen eines Königs wohl verdient? Nicht ohne Grund hat sich der kecke Kerl, der, störst du ihn in seinem Kreis, dich kräftig ausschimpft, die Achtung und die Zuneigung der Menschen erworben. Im Märchen wird er dir, mit aller Würde eines anerkannten Monarchen geschmückt, als Muster eines klugen und umsichtigen Kopfes begegnen. Wenn du es recht bedenkst, kannst du gar von ihm lernen, vom Vogel Unverzagt.

DIE FELDLERCHE

Verwundert wirst du fragen „Ist es schon so weit?“, wenn du den ersten zagen Ruf der Lerche hörst. Die Frage ist berechtigt; denn noch lastet Winter schwer auf Land und Saat und Auen. Die Lerche führt die Scharen unserer Sänger an, die aus dem Süden aufgebrochen sind; sie kehrt zuerst zurück. Noch vor der Mitte des Monats Februar surrt eines Tages ein kleiner Schwarm in aller Eile näher. In weiten Bogenlinien sinken und steigen die schwirrenden Vogelleiber über dich hinweg. Das spärliche, doch helle „Tri - tri - tri - tri“ der Stimme kannst du nicht verwechseln, ja, die graugefleckte Färbung verrät sie, wenn sie schweigen. Gib acht, es sind die Vorläufer des großen Schwarmes, der ihnen bald, in Höhe des Hahnes auf dem Kirchturm, zu folgen pflegt. Die Luft beginnt zu rauschen und zu brausen, Scharen von tausend Stück sind keine Seltenheit. Die ersten Lerchen, die du grüßest, bleiben nicht bei uns; sie reisen weiter nach Norden, ein weiter Weg beansprucht noch die Kraft der Flügel. Zu dieser Zeit stellst du mit Freuden fest, daß es gewaltig viele Lerchen geben muß, daß sie, wie wir ganz sachlich sagen, häufig sind.

Die meisten Vögel unsrer rheinischen Heimat ziehen sich zurück, wenn ihre Umwelt geändert oder umgestaltet wird. Sie suchen nach und nach Gebiete auf, in denen sie sich ungestört bewegen können, unbehelligt von Lärm und Nahrungsmangel. Die Lerche, eigentlich ein Wiesenvogel, der an das Gras gebunden ist, macht von der Regel eine Ausnahme; je mehr der Mensch das Land zu Feld umwandelt, je mehr scheint sie sich zu verbreiten. Es darf nun wohl erlaubt sein, anzunehmen, daß sie die Äcker mehr schätzt als das Weideland. Sie flüchtet nicht vor einem Eingriff, sie folgt der Feldkultur. Wir haben keinen Grund, es zu bedauern, denke ich.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft erklingt ihr Lied. Im Streichen oder Laufen ruft sie ihr bekanntes, durchdringendes, metallisch klingendes Tri-tri. Die Strophe beginnt sie, nachdem sie sich erst einige Minuten in die Luft erhoben hat, mit einem mehrmals ausgestoßenen, mehr zusammenhängenden Tirili; danach erfährt ihr frisches Singen keine Unterbrechung mehr, gleichgültig, ob sie sich im steilen Flug empor-schraubt oder in mittlerer Höhe kreisend verweilt. Ihr Lied erscheint dir ungewöhnlich lang; es dauert unerschöpflich aus, wie wenn es mit dem ununterbrochenen Flügelschlag gekuppelt wäre. Geschärfte Ohren stellen zwar nur wenige, doch dafür klare und starke Töne fest; verbunden aber bilden sie unendlich viele Strophen, wirbelnd und trillernd mit eingestreuten, langgezogenen Pfeiflauten, die bald in tieferen und bald in höheren Lagen erklingen, in edler Mannigfaltigkeit. So hoch auch unsere Lerche in die Lüfte steigen mag, ihr Lied vernimmst du dennoch rein und deutlich. Wer ihm ein einzig Mal nur lauscht, wird es nie mit einem andern verwechseln. Gar seltsam mutet uns die Gabe des Weibchens an, mit Anmut und mit Fleiß zu zwitschern. Sogar die Jungen versuchen sich im Singen, sobald sie dem Schutz des Nestes entwachsen sind. Du übertreibst gewiß nicht, wenn du sagst, daß die Familie der Lerche in jedem Einzelmitglied musikalisch ist.

Vom frühen Morgengrauen bis zur späten Abenddämmerung erklingt der herrliche Gesang. Mit schnellem Flattern steigt die Lerche höher und höher, meist schräg mit leichtem Hakenschlagen oder mit engen Schraubenlinien. Ein Dichter fand für ihren Flug die Zeile „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft“. Er hat die rechten Worte gefunden. Wie lange sie auch sich in der Luft tummelt, fährt sie doch genau und sicher an den Abflugort zurück. Du siehst sie anfangs langsam sinken und darauf plötzlich, mit angezogenen Flügeln, jäh, wie einen toten Stein, zur Erde stürzen. Im Gleitflug landet sie, indem sie eine Kurve macht, dicht über dem begrünten Boden, fast stets am Rande ihres Nestes.

Das Nest wird in erstaunlich kurzer Zeit schon früh im März erbaut. Ein Lerchenpaar in meiner Nähe benötigte knapp anderthalben Tag, vom Vormittage bis zum übernächsten Abend, um seinen Bau vollkommen fertig zu errichten. Es stand nur ein paar Schritte vom hintern Gartentor entfernt; da, wo der Wegrain ans Getreidefeld angrenzt. Ich konnte das geschäftige Treiben vom Fenster aus in allen Einzelheiten überschauen. Wie hier, so wird es immer üblich sein: ein vorgefundenes Grübchen zwischen Schollen und verkrautetem Gestäude wird vom Pärchen gemeinsam ausgerundet und mit wenig Würzelchen und Hälmchen, durchsetzt von einigen Pferdehaaren, ausgekleidet. Vielfach steht das Nest in Wiesen, die der Heumahd vorbehalten bleiben, oft auch in sumpfigen Brüchen auf den Büschen, die nicht selten von Gewässer umschlossen sind. So sorglos gewählt immer die Stelle, an der das Nest errichtet wird, scheinen will, so schwierig ist es aufzufinden, wenn du es suchst. Selbst wenn die Eier im Gelege vollzählig sind, vielleicht der brütende Vogel im Augenblick entschlüpft, entzieht es sich dem Blick; es gleicht der Umgebung derart täuschend, daß es dem forschenden Gespür entschwindet, sogar noch dann, wenn es entdeckt ist und für ein paar Sekunden aus den Augen gelassen wird.

Aus drei bis sechs fahlweißen, mit grauen und braunen Flecken übersäten Eiern fallen nach vierzehn Tagen die Jungen, deren Kleid die Farbe trockener Erde trägt. Die Eltern füttern unermüdlich und hingeeben und bleiben selten längere Zeit dem Neste fern. Ich sah sie unentwegt am Wegrain auf dem Boden Insekten erhaschen und wunderte mich über die Schnelligkeit, mit der sie, kaum daß die aufgesperrten Schnäbel der Jungen bedient waren, wiederkehrten und neue Beute machten. Vom vierten Tage an zupften sie zarte Spitzen des Roggens ab und brachten sie, meist zu fünf bis sechs Stück gesammelt, öfter auch einzeln, den Jungen; mehrmals knabberten sie die Spitze vom Hirtentäschelkraut in aller Eile ab. Zum Schlusse überwog das Grünzeug die Insektennahrung, es bot wohl auch Ersatz für Körner, die um diese Zeit nicht aufzu-

finden waren. Hingegen schränkten sie den reichlichen Gebrauch der Pflanzenatzung bei der zweiten Brut auffallend ein, nahmen statt dessen starke Käfer und Schmetterlinge von Blüten weg; verschiedentlich sah ich sie größere Bissen bewältigen, so einmal eine ganze Anzahl Bläulinge. Und wieder anders wuchs die dritte Brut auf, sie wurde fast nur mit Samen des Klatschmohns und der Vogelwicke und nur gelegentlich mit einem Räuption, nie aber mit Häppchen eines Gewächses gefüttert. Kein Samenkorn wurde abgeschält, die Körner wurden ganz gereicht und stracks verschluckt. Die Jungen wuchsen bei allen Brutten nicht gleichmäßig schnell. Es kann als Ausnahme betrachtet werden, daß die Lerchen zur dritten Brut schritten. Der Sommer freilich prangte unter wolkenlosem Himmel tage- und wochenlang. Ein Glücksfall für die treubesorgten Eltern. Will es das Unglück aber, so müssen sie erheblich unter nassem und kühlem Wetter leiden. Ich sah die brütende Lerche wiederholt an Regentagen und bei Ungewittern das Nest verlassen, an einer unterhöhlten Böschung Zuflucht suchen und dort für Stunden warten, bis das vom Wasser ganz durchtränkte Nest getrocknet war. Die Jungen später verloren bei feuchtem Nebel ihre Munterkeit, suchten mit ihren Eltern Deckung, standen bewegungslos im Schuppen auf dem Sägemehlbelag und gaben sich weniger scheu, als dies bei gutem Wetter üblich war. Alte und junge Lerchen sind meisterhafte Läufer, behend und sicher. Sie treffen immer auf das Ziel, das sie erspähen, und stieben niemals kopflos, wie etwa die Maus, dem Glück vertrauend, davon. Die Jungen kennst du an dem dickeren Köpfchen, auf dem sich in der ersten Zeit fast dauernd die gestäubte Haube erhebt. Die Alten stellen dieses Häubchen nur dann hoch, wenn sie Schreck empfinden. Du könntest sie für unduldsame, ja böartige Geschöpfe halten; doch leben sie verträglich und in Frieden. Im Gegensatz zu den Eltern üben die Jungen ängstliche Zurückhaltung. Erst wenn an ihrer Hinterzehe der lange Nagel, der gebogene Sporn, erwachsen ist, gleichen sie wie im Kleid, so im Benehmen den Alten völlig.

An ihrer Heimat hängen sie mit zäher Beharrlichkeit. Erst im Oktober oder im November rüsten sie zur Reise. Mit rauschendem Geschwirre kommen sie bei uns an; mit lautlosem Aufbruch nehmen sie Abschied. Noch heute leben Leute, die sie mit ihrem alten Namen „Himmelslerche“ benennen. Am Himmel hängen sie, wenn sie den Frühling bringen. Am Himmel steigt die Sonne, wenn sie Einkehr halten. Am Himmel hängen unsere Gedanken, wenn ihre Lieder von Auferstehung und vom Lob der Erde singen.

D I E A M S E L

Den Vogel mit dem schwarzen Federkleid, dem gelben Schnabel und dem glänzend weißen Kränzchen um die Augen kennt heute jedes Großstadtkind. Es ist noch gar nicht allzulange her — die Großmutter mag zu dieser Zeit ein Wickelkind gewesen sein —, da war die Amsel eine menschenscheue Einsiedlerin. Sie liebte lichten Laubwald nahe bei Wiesen und Gewässern, baute mit Sorgfalt, meist zwischen Baumwurzeln nah der Erde, ihr gut verstecktes Nest und zog die Jungen zweimal im Jahre in aller Heimlichkeit heran. Aus unbekanntem Gründen suchte sie nach und nach die Grünanlagen der großen Städte auf, wagte sich langsam in die kleinen Gärten zwischen den Großstadtmauern vor und ging den Menschen nicht mehr aus dem Wege. Sie änderte die Lebensweise völlig. Ihr Nest, zwar immer noch ein kleines Kunstwerk, verlor die Härte und wurde weichlich. Ihr Lied nahm viele Töne auf, die sonst nicht üblich waren. Mit andern Vögeln, die sich längst ans Haus gewöhnten, geriet sie in Zank und Streit. Die wilde Amsel wurde ziemlich zahm; sie hatte schnell gelernt, den früheren Feinden auszuweichen; sie war sehr rasch darauf gekommen, daß in der Großstadt im Winter ihr Tisch recht reichlich bestellt ist. Sie nutzte den Schutz der Menschen aus, brütete dreimal, ja viermal im Jahre und bevölkerte selbst Gegenden, wo Schloten rauchen und Hallen dröhnen. Sie hat dem Großstadtmenschen durch sich selbst ein Stück Natur sozusagen ins Haus gebracht. Und oft genug baut sie ihr Nest ihm so auf die Veranda, daß er das Wunder eines Vogellebens in allen Einzelheiten vorgesetzt bekommt. Es soll mir niemand eine Amsel schmähen.

Kirschen und Weinbeeren macht sie dem Gärtner streitig. Zum Ausgleich sucht sie unermüdlich auf dem Boden, im Laube alle alten Blätter umwendend, daß es raschelt, Larven,



Zaunkönig
Feldlerche



*Star
Amsel*

Käfer, Schnecken. Mit angestemmtten Beinen zieht sie auf Rasen, besonders nach dem Regenschauer, die Würmer aus den Gängen hervor. Wo Amseln wohnen, nimmt das Ungeziefer kaum überhand.

Beobachte den kräftigen Vogel — das Weibchen trägt ein zart getupftes braunes Federkleid und muß sich eines schwarzen Schnabels bedienen —, wie er, mit flinken Schritten ruckweise laufend oder in kurzen Sprüngen hüpfend, bald hier, bald dort, die Krume untersucht. Mit starkem Flattern schwingt er sich auf einen Ast, läßt sich mit angezogenen Flügeln pfeilschnell nieder. Beim Niedersitzen nach dem Fluge stellt er den Schwanz, als richte ihn ein Uhrwerk, auf, ganz langsam steil und breitet ihn wie einen Fächer aus. Die Flügel zucken, erzittern wie in starkem Schrecken, auch wenn die Ursache nicht klar ersichtlich ist. Ganz plötzlich überfällt ihn eine Starre; bewegungslos harrt er eine geraume Weile aus. Danach vernimmst du seine Lockstimme, ein weiches, hohes, geheimnisvoll anmutendes Geschnarre, das niemals laut erklingt. Dafür erhebt sich plötzlich gellendes, schnell folgendes Warngeschrei, das dir fast schmerzhaft in die Ohren dringt. Die Katze wird nicht weit sein, denn mit der Katze lebt die Amsel auf gespanntem Fuße, mehr als jeder andere Vogel. Bald wird auch dieser ebenso Aufregung verratende wie Aufregung erzeugende Laut verklingen. Und reich entschädigt uns danach der weithin schallende, melodische, man könnte sagen: farbenprächtige Gesang. Er kommt von allen Vogelgesängen unserer Heimat den Tönen eines Blasinstrumentes, etwa der Klarinette oder der Oboe, am nächsten. So oft die Stimme auch ertönen mag, sie stimmt uns feierlich, weil sie in Andacht, Überlegung und Bedacht, bewußt der eigenen Würde, vorgetragen wird. Und jede Amsel trägt ihr Lied zu unserem Erstaunen unermüdlich vor, als sollte sie in Wettbewerb mit allen Nachbarn treten. Nicht eins von allen ihren reichen Liedern gleicht dem andern; in jedem neuen Jahr erlernt die gleiche Amsel ein neues Lied; sie muß es neu erfinden, durch Übung allmählich in die Vollendung überführen.

Nur selten findet sich ein Stümper unter Amseln. Sie alle fügen zur Begabung den Preis der Mühe und des Fleißes, und die Geschmeidigkeit, der Wohllaut und die Makellosigkeit der Stimmen wächst in die große Leistung auf. Nichts kommt von selbst, und alles muß errungen werden. Wie ein geheimnisvoller Abglanz aus den Friedensstunden des verlorenen Paradieses ergreifen uns die auserkorenen Stimmen. Die Amsel darf mir niemand schmähen, nochmals sei's betont!

Das Nest der Amsel zeichnet sich durch Fülle aus. Da sie den Baustoff der näheren Umgebung entnehmen muß, kann sie nicht immer wählen, was ihr paßt. So kommt es, daß in einem engen Hinterhof das Nest nur dürre Reiser aufweist, in einem Garten feine Würzelchen, in einem Parke zarte Halme. Wenn sie es haben kann, benutzt sie nichts als Moos. Erstaunlich große Mengen der weichen Sprösse liest sie zu einem Berg zusammen und trägt ihn, vollgestopft, bis daß der Schnabel sperrt, in einem Gang zum Bauplatz. Hier wird das Moosgebund zerzupft und jede Faser ordentlich geschichtet; dann hockt die Amsel nieder und macht sich breit, damit das Moos gepreßt wird. Und um ihm Festigkeit zu geben, richtet sie sich ein wenig auf, läßt sich fallen und klopft mit ihrem eigenen Gewicht die Unterlage fest. Dabei beschreibt sie langsam einen Kreis, und wenn sie etwa zehnmal von der Stelle gerückt ist, hat sie die Runde hinter sich. Sie fliegt hinweg, sucht wieder Moos und schichtet weiter und dreht sich wie der Zeiger auf dem Zifferblatt. Manchmal vermischt sie das Moos mit Schlamm, manchmal auch kleidet sie die innere Wand mit Erde aus. Doch macht sie davon nur Gebrauch, wenn sie nicht weit zu fliegen braucht, um Erde oder Schlamm zu finden. Allmählich wächst ein fester Napf um sie herum, so hoch, daß sie noch eben über seinen Wulst hinüberschauen kann, wenn sie auf ihren Eiern ruht. Die ganze Arbeit braucht nur wenige Tage und wird meist in den frühen, stillen Morgenstunden erledigt. Das Nest erlaubt, wo immer es auch stehen mag, den freien Ausblick nach allen Seiten.

Im Laufe einer Woche legt das Amselweibchen seine Eier, meist fünf. Zwar sind sie alle grünlich mit dunklen Flecken gefärbt, doch gleichen sich nicht zwei. Wer sie zum ersten Mal sieht — sie sind fast 3 cm lang —, den wundert ihr Gewicht. Der tiefe Napf des Nestes wie auch die breit ausladende Stellung des brütenden Vogels spenden die nötige gleichmäßige Wärme. Das Weibchen brütet; nur in den Mittagsstunden wird es vom Männchen abgelöst. Die Jungen fallen nach fünfzehn Tagen aus und gleichen in kurzer Zeit der Mutter. Nach wieder dreizehn Tagen springen sie mit vielem Lärmen aus dem Nest, dieweil die Eltern aufgereggt und voller Unrast sie umschwirren. Die ersten fünf bis sieben Tage fliegen sie noch nicht, obwohl die Flügel stark entwickelt sind. Mit heftigem, durchdringendem Gezirre melden sie den Eltern, wo sie sich befinden. Die Eltern füttern sie fast pausenlos, und unermüdlich bringen sie abwechslungsreiche und derbe Kost herbei. Sie gehen derart in der Sorge für die Jungen auf, daß sie recht bald die eigenen Kinder nicht mehr von fremden unterscheiden können und darum allen beistehen, die in der Nähe sind. Trotz allen Schlichen der streunenden Katzen kommen die Jungen sämtlich hoch. Die Eltern springen den Katzen auf den Kopf, ohrfeigen sie mit den Flügeln, zausen in Büscheln die Haare aus dem Pelz und zetern gellend, bis die Räuber die Flucht ergreifen. Gestärkt und angeleitet, vermögen sich die Jungen selbst durchzuschlagen; der ulkig kurze Schwanz ist rasch gewachsen, und sicher und gewandt geraten Sprung und Flug. Die Alten erholen sich ein Weilchen von allen Strapazen und rüsten währenddessen zur zweiten Brut. Nur selten beziehen sie das Nest ein zweites Mal; sie bauen kurzerhand ein neues, sauberes Eierkammerchen.

Du aber, wenn du eine junge Amsel am Boden findest, und sie für matt und hungrig hältst, vergreife dich nicht an ihrem unbeholfenen Wesen, so gut du es mit ihr meinen magst. Wär' dein Gewahrsam noch so wohl bestellt, du könntest ihre Eltern nicht ersetzen. Im Winter aber streue ihnen Gaben und ärgere dich nicht, daß Amseln anderen Vögeln den Bissen

streitig machen. Nimm alle Vögel still in deinen Schutz und werte nicht nach menschlichem Ermessen. Bedenke: du sollst des Schöpfers Ebenbild verkörpern, und handelst du danach, so bist du in das Lob eingeschlossen, das sie nächsten Frühling singen.

DER STAR

Im Frühling schimmert der Star metallisch bunt; ein dunkler grüner und ein lichter roter Hauch ergießen sich über glänzend schwarzen Grund; an Schwanz und Flügeln bildet sich ein grauer Saum. Das braune Auge, der goldgelbe Schnabel, die rötlich glatten Beine vermehren das Spiel der Farben. Im Herbst, wenn er sein Federkleid gewechselt, gemausert hat, verliert sich aller schillernde Prunk; an jedem Federchen färbt sich die Spitze hell; das Kleid nimmt eine reiche Tüpfelung an, die über Winter wieder schwindet, weil nach und nach die Federspitzen abgenutzt werden. Siehst du den Starenschwarm ganz aus der Nähe, magst du wohl sagen, so viel Stare, so viel Farben. Es ist, als ob die Vögel sich in verschiedenen Färbepottchen umhergetrieben und vergessen hätten, in klarem Wasser nachzuspülen. Dabei sind sie auf Bäder gar nicht recht erpicht.

Geschäftig suchen sie die Wiesen auf und ab. Was suchen sie? Insekten, Würmer, Schnecken. Vom frühen Morgen bis zur späten Abendstunde sind sie bedacht, den kleinen Bauch zu stopfen, und gern tun sie des Guten allzuviel, so daß sie, wahre Nimmersatte, Sorge haben, sich straff zu halten oder mühelos zu fliegen. Wie laufen sie? Mit flinken, sicheren Schritten, wobei der plumpe Leib ergötzlich wackelt. Wie fliegen sie? Mit schnellen Flügelschlägen, rauschend, wenn sie sich erheben, pfeifend, wenn sie vorüberstreichen. In „Saus und Braus“ durchmißt der Schwarm die Lüfte, läßt er sich jählings nieder, stiebt er zu neuem Fluge auf. Ganz selten wird ein Einzelgänger dir begegnen. Zwei Stare sind es mindestens, die treu zusammenhalten, meist aber sind es mehr, und Schwärme von über tausend Stück begegnen dir zuweilen. Die Neigung zur Geselligkeit ist so gesteigert, daß sie nicht nur in der zweiten Jahreshälfte unzertrennlich sind, sondern auch dann, wenn

sie die Brut besorgen. Wenn irgend möglich, nisten Stare in ganzen Kolonien, und wenn du ein Dutzend neuer Starenkästen nebeneinander anbringst, so werden sie bestimmt zu gleicher Zeit bezogen. Die Frage nach der Sicherheit und nach der täglichen Ernährung, die andere Singvögel antreibt, die Nachbarn zu verjagen, macht ihnen keinen Kummer. Sie fühlen sich im Schwarm erst richtig wohl, sie werden immer satt, wenn unter ihnen auch zänkische Gesellen zugegen sind und bleiben. Zur rechten Sättigung freilich müssen sie sich plagen, und wenn sie Junge haben, wagen sie erstaunlich weite Strecken um ihr täglich Brot. Wenn in der Nähe nichts zu haben ist, trägt sie ihr starker Flügel ein paar Kilometer weit.

Das Urteil der Menschen lautet über Stare ganz verschieden. Die einen sagen, daß sie lästige Vögel seien, die ihre Gärten wie Wegelagerer überfallen und bis zur letzten genießbaren Frucht berauben. Der Winzer haßt den Star, weil er ihm seine Trauben ausplündert, und in der Tat entrichtet gerade der Weinberg den meisten Zoll. Empfindliche Gemüter werfen dem derben, ja rauhen Vogel ein liederliches Leben vor, das Schmier und Schmutz verbreite, mit dem man seine liebe Not ausstehe. Die andern sagen, daß Stare tüchtige Vögel seien, die Feld und Weide sauber halten, wie kein Mensch es könne, und auch versteckten Schädlingen auf die Spur geraten. Der Bauer freut sich, wenn der Star im frischgepflügten Acker den fetten Engerling erwischt, und fröhliche Gemüter finden an dem geflügelten Zigeuner ihren Spaß und meinen, es fände sich nicht leicht ein Vogel, der mehr Vergnügen mache. So steht die schlechte Meinung der guten gegenüber. Im Grunde sind sich beide einig, daß gerade dieser Vogel aus unserer Welt nicht wegzudenken sei. Und auch das härteste Gemüt vermag nicht zu bestreiten, daß unser Starmatz ungemein possierlich wirkt, dies ganz besonders, wenn er singt.

Die vielgestaltige Stimme überrascht selbst Kenner immer wieder; wer sie nur oberflächlich aufnimmt, ahnt nicht, daß sie erheblich täuschen, ja narren kann. Der Star schnurrt wie die Katze, wetzt wie eine Sense, quietscht wie eine Angel, schnat-

tert wie ein Entenkücken. Er gurgelt, kollert, schrillt und klappert, schnalzt und plärrt; dazwischen schweigt er und ergeht sich plötzlich in einer sanften Melodie, erst einfach, dann in vielgestaltiger Wendung, schweigt ebenso plötzlich wieder, setzt dahinter einen scharfen, aufsteigenden Pfiff, beginnt die Melodie, verändert und erweitert, von neuem, hängt einen leisen Triller an und fällt unvermutet wieder in Klappern, Gurgeln, Schnalzen. Es ist ein Lied, das du, menschlich gesprochen, humorvoll findest, ein amüsanter Gemisch aus hundert nachgeahmten Geräuschen, kreischenden Rufen und weichen Strophen. Man sollte kaum glauben, daß ein einziger Vogel so viel zustande bringt, so viele Fähigkeiten zu entwickeln weiß.

Und gar, wenn ihrer mehrere beisammen sind, im Chor zu singen! Sie wedeln mit den Flügeln, wippen mit den kurzen Stößen, wenden die Köpfe wie im Pendelschlag, reißen die Schnäbel fast bis zum Bersten auf. Du siehst es ihnen an, daß sie an ihrer Übung selbst Gefallen finden. Munter und heiter, wiederum menschlich gesprochen, schnarrt und schwätzt und singt sich das Völkchen aus. Die Lebenskraft, die seine Kehlen bläht, scheint unergründlich.

Wo nur der hohle Aststumpf eines alten Baumes winkt, da stellt der Star sich ein. In baumlosen Gegenden nimmt er Felsenspalten an. Die großen Städte halten die Luken unter hohlen Ziegeln bereit. Von Jahr zu Jahr bleiben der Stare über Winter immer mehr bei uns. Bei nicht zu strengen Wintern vertrauen sie auf die Hilfe der Vogelfreunde. Wird ihnen die Kälte unerträglich, weichen sie in wärmere Gebiete aus, verbringen die schlechte Zeit an den Gestaden des Mittelmeeres und ziehen bei uns wieder ein, bevor der Schnee geschmolzen ist. Trotzdem verringert sich die Zahl der Stare ganz erheblich nach grimmigen Wintern, und mehrere Jahre kann es dauern, bis du wieder die gewohnten Schwärme antriffst.

Zeitig im Frühling wird das Nest gebaut. Die längsten Halme und die derbsten Federn sind gerade gut genug. In vielen Nestern fand ich welke Blumen, meist aus dem Garten und alleweil von gelber Farbe: Ringelblumen, Islandmohn und

Himmelschlüssel. Viel Sorgfalt wird nicht auf den Bau verwendet. Die fünf bis sieben Eier, von erstaunlicher Größe, erglänzen in lichtem Blau oder Grün und werden vom Weibchen in vierzehn Tagen ausgebrütet. Die Aufzucht läßt den Eltern kaum noch Zeit, sich mit anderen Staren zu „besprechen“. Nur gegen Abend, wenn die Jungen schlafen, finden sich einige Väter auf einem hohen Baum zusammen und singen, als wollten sie den Brauch nicht ganz vergessen oder als trügen sie die letzten neu ersonnenen Lieder vor. Die flügenden Jungen tragen ein zweifarbenes Gewand, am Rücken braun, am Bauche grau und weiß gestreift.

Die Nestlinge, die nach drei Tagen selbständig werden, tun sich mit ihresgleichen zusammen, schweifen tagsüber im Land umher und suchen abends dichte Wälder auf. Nie kehren sie zurück an ihren Brutplatz. Wenn sich die Alten zu einer zweiten Brut entschließen, stoßen auch deren Junge zu dem Schwarm, ja selbst die Alten schließen sich ihm an. Gleich Wolken siehst du sie über die Felder wehen und peitschen, und du bedenkst das Rätsel der Ordnung, das sie antreibt. Nie stürzt ein Star ins Bodenlose, nie wird er von dem Nachbar abgedrückt, nie wird einer müde und sucht sich auszuruhen. Entweder sie fliegen alle, oder sie fallen alle auf dem Acker ein; den Eigenbrötler wirst du vergeblich suchen. Im Schwarme schließlich brechen sie nach Süden auf. Der Winter pocht schon an die Tür, sie hören ihn, und wenn er bei uns eintritt, sind sie längst verschwunden.

DER GARTENROTSCHWANZ

Der altbekannte Vogel hat sich mit Menschen derart angefreundet, daß er in seiner Nähe sorglos nistet. Am Haus, im Schuppen oder in der Laube nimmt er mit einem kahlen Platz vorlieb. Er sucht sich Plätze aus, die wegen ihrer freien Lage gar oft ein Lächeln oder Kopfschütteln erregen. Ich wußte Nester auf glatten Böden, in Taubenschlägen, einmal sogar in einer Rolle Maschendraht, die auf dem Speicher aufbewahrt lag. Ich kannte einen Gärtner, der in einer Mauer zwei Ziegel löste, den hinteren entfernte, den anderen, nachdem er ihn halbiert hatte, wieder einschob. Er hatte zwei Brutlöcher angelegt, und wenn die erste Brut erwachsen war und die Eltern die zweite Brut begannen, nahmen sie immer nebenan das zweite Brutloch in Benutzung. Mehrmals auch schritten sie zu einer dritten Brut, die freilich eine Ausnahme bleiben dürfte. Wo immer auch der Rotschwanz nistet, so wird er selten auf ein Einschlußloch verzichten. Und niemals wird er die zweite Brut im Nest der ersten Brut besorgen. Im nächsten Jahre kehrt er dann zum ersten Nest zurück. So treibt er es auch draußen im Walde, denn der Wald ist seine eigentliche Heimat. Er nistet hier in Asthöhlen, Holzstapeln, auch zwischen den Wurzeln der Bäume. Im Garten nimmt er gerne künstliche Nisthöhlen an, besonders wenn das Flugloch stark erweitert wurde. Mein Freund hängte ihm in einen Obstbaum eine kleine Kiste, an der die schmale Stirnwand weggenommen war, und regelmäßig zog der Rotschwanz ein. Freilich war hier wie dort, im Garten wie im Walde, die Höhle vor Regengüssen geschützt.

Es ist nicht schwer, ins Nest zu sehen. Die Meinung vieler Kenner ist, daß so ein Nest mit wenig Sorgfalt angelegt sei. Ich fand es im Gegenteil recht liebevoll eingerichtet. Außen bemerkst du wenig Halme, mehr Moos; im Innern aber geben

eine Menge ausgesuchter Federn eine weiche und warme Unterlage. Das ganze Nest ist gut geordnet, zeugt keineswegs von liederlicher Arbeit und paßt recht gut zum schmucken, lieblichen Erbauer. Die fünf bis sieben glänzend blaugrünen Eier werden dreizehn Tage abwechselnd von beiden Eltern ausgebrütet. Die Jungen tragen anfänglich ein braungeflecktes Kleid, später weiß gesäumte Federn, die die Farbe nicht recht zur Geltung kommen lassen, zuletzt den prächtigen Schmelz, wenn sich die weißen Säume abgenutzt haben. Von weitem erkennst du deinen Rotschwanz am aschgrauen Rücken und am rostroten Brustlein, von dem die Kehle tiefschwarz abgesetzt ist. Den Scheitel deckt ein sauberes Käppchen, als hätte sich ein weißes Blütenblatt dort angeschmiegt.

Der Gartenrotschwanz spendet seine Lieder aus nimmermüder Kehle, zumal am Morgen, den er als erster zu begrüßen pflegt. Die Strahlen der frühen Sonne vergolden die Firste der Dächer und die Wipfel der Obstbäume, und in dem Glanz des Lichtes erhebt sich seine zarte Stimme. Drei Silben leiten den Gesang ganz unverkennbar ein, und ihnen folgen kurze, aber recht verschiedene Strophen, überraschend in ihrem Wohllaut, oft wiederholt, von hellen, angenehmen Pfeiftönen unterbrochen. Du kannst sie unschwer nachahmen, auch jene Schmelzlaute, die entstehen, wenn du die Zunge an den vorderen Gaumen andrückst, schnell abziehst und ein „Tick“ durchtönen lässest. Die Flötentöne klingen sanft und seelenvoll, die Locklaute drängend, klar, doch wenig scharf. Nicht alle Rotschwänze bringen es zu volltönenden Gesängen, doch triffst du einen unter ihnen an, der Meister ist, dann magst du seine Stimme im Konzert nicht missen.

Die zierlichen Bewegungen des Vogels finden kaum ihresgleichen bei den meisten andern Sängern. Den Anflug führt er blitzschnell aus, ganz unvermutet sitzt er auf dem Gartenpfahl; du weißt nicht, welche Richtung er genommen hatte. Mit seinen dunklen Augen verfolgt er jede Bewegung in der Nähe, späht bald zum Boden hin nach kriechenden Insekten oder Spinnen, bald in die Höhe nach Fliegen oder kleinen

Schmetterlingen. Wie aus dem Blasrohr ausgepustet, schießt er ganz plötzlich schräg empor, schlägt einen Haken in der Luft, steigt ein paar Meter höher und stürzt sich senkrecht in die Tiefe. Bevor er seinen Pfahlsitz noch erreicht, schießt er zum andern Male in die Höhe, bewegt sich ein paar Augenblicke mit heftig wirbelndem Flügelschlag auf der Stelle und fällt wie ein Stück Holz herab. Noch ehe er den Boden völlig erreicht, schlägt er den einen oder andern Purzelbaum und schießt darauf zu seinem Sitz zurück. Hier leistet er sich eine Anzahl Knickse, die recht verschieden ausgeführt zu werden pflegen; manche von ihnen sind kaum angedeutet, manche aber werden so nachdrücklich unterstrichen, daß Brust und Kehle mit den Zehen auf gleiche Höhe kommen. Du hast den Eindruck, der kleine Akrobat wolle versuchen, auf dem Bäumlein zu schwingen. Was aber sein Benehmen so quicklebendig macht, das ist der Schwanz, der nicht einmal den Bruchteil einer Sekunde in Ruhe gehalten werden kann. Du könntest auf den närrischen Gedanken kommen, daß so ein Schwänzchen nur ganz locker ins kleine Hinterteil gehängt ist und nun bei der geringsten Wendung zitternd ausschlagen muß.

Wenn du es prüfend überdenkst, magst du wohl zu dem Schlusse kommen, daß dieser muntere Vogel ein seltsam hurtiger, doch keineswegs, wie es so oft gesagt wird, ein flüchtiger Geselle ist. Er hält sogar gelegentlich für längere Zeit den einmal ausgewählten Standort bei und schaut sich um, wie wenn er eine Pause genießen müßte. Ruht er sich etwa aus? Plagt ihn für eine Weile nicht der ewige Hunger? All seine Kraft, Behendigkeit, Kunstfertigkeit geht ja darauf hinaus, den Magen möglichst prall zu füllen. Kaum glaublich klingt, daß er am bloßgelegten Nest der Ameise nicht eine einzige Puppe übrigläßt, und wären es hundert oder mehr. Als Lieblingspeise schätzt er sie so sehr, daß er sogar die Vorsicht größtenteils vergißt. Dicht vor dem Spaten, der da gräbt und absticht, schnappt er die Speise auf. Bei dieser Übung macht er sich auch nichts daraus, mit seinen Füßen auf der bloßen Erde zu stehen, zu tänzeln und in Sprüngen zu hüpfen. Sonst

schätzt er die nackte Scholle nicht besonders, jetzt aber lockt ihn seine Leidenschaft zur Erde nieder.

Bei solcher Gartenarbeit kannst du die Jungen in Muße beobachten. Sie stehen den Alten in der Fertigkeit des Fliegens bedeutend nach; dafür verdoppeln sie das Wippen mit dem Schwanz. Mit Mißtrauen und Vorsicht nehmen sie es nicht so genau. Viel eher darf man sie als vorwitzig bezeichnen. Sie lieben es, auf blätterlosen Zweigen zu sitzen und abzuwarten, bis eine Beute ihnen in den Schnabel kommt, dann aber packt sie Eifer und Unrast, und eher geben sie nicht Ruhe, als bis sie den Bissen eingefangen haben. Die Jagd geht manchmal in tollen Wirbeln durch die Äste, nach einer Weile fassen sie dann wieder auf dem kahlen Zweige Fuß. Um diese Zeit sind sie so weit, daß sie Gefahren zu vermeiden wissen. Meist fallen sie zu früh aus ihrem Nest, die Unruhe treibt sie wohl aus dem Gedränge; auch der Vorwitz, der ihnen angeboren ist, jagt sie beizeiten auf. Da sie noch reichlich hilflos sind, fallen sie leicht der streunenden Katze zum Opfer. Mir begegnete einmal in aller Herrgottsfrühe ein Kater, der in der Schnauze ein Federbüschel trug, und als ich es ihm abjagen konnte, stellte sich heraus, daß es nicht weniger als drei junge Gartenrotschwänzchen waren.

Die Jungen eines Brutpaares bleiben lange zusammen. Selbst im August noch führen die Eltern ihre selbständigen Kinder. Ende September siehst du sie seltener, und eines Tages im Oktober verschwinden die letzten über Nacht. — Und nachts auch wandern sie nach Süden, ins Nilgebiet, nach Persien, nach Innerafrika. Im nächsten März, zur frühen Dämmerstunde, wird wieder unverkennbar ihre Stimme erstehen, die Stimme, die wie ein Wasserstrahl zu zischen, wie eine kleine Flamme zu sausen scheint. Und später werden dich die ersten sanften Flötentöne entzücken. Öffne die Fensterflügel weit, die Macht des Winters ist gebrochen.

DIE HAUSSCHWALBE

Die Schwalbe sei dir heilig, sagt ein alter Spruch, denn wo sie baut, da bleiben Blitz und Brand dem Hause fern. Mag der Spruch auch angezweifelt werden, so ist doch bis zum heutigen Tag kein Vogel gleich willkommen in Stadt und Land. Und keiner unter allen andern läßt, wie er, den Menschen nach langer Winterzeit aufatmen und des gewissen Frühlings eingedenk werden, wenn seine Rückkehr aus den afrikanischen Gefilden zur Sonne des Morgens augenfällig wurde. Wird er das alte Nest beziehen? Wird er Begleiter mit sich bringen? Je mehr an Schwalbennestern unterm Dach gedeihn, um so zufriedener erstrahlt das Angesicht von jung und alt. Das Nest wird immer außen an der Mauer des Gebäudes angebracht, ja mit dem klebrigen Speichel angeheftet. Je rauher der Verputz ist, desto besser haftet es. Dem Regen und der Glut darf es nicht ausgeliefert sein; mit aller Sorgfalt wählt das Schwalbenpaar die Stelle, wo es erstehen soll. Die Schwalbe mit der weißen Kehle baut am Haus. Die Schwalbe mit der braunen Kehle baut im geschlossenen Stall. Das Nest der Haus- oder Mehlschwalbe ist oben gut gedeckt, gerundet und gewölbt, wie eine ganz genau halbierte Kugel. Das Nest der Stall- oder Rauchschwalbe ist oben offen wie eine Tasse. Die Hausschwalbe trotzt dem schlechten Wetter besser als die Rauchschwalbe. Ein Vorsprung hoch am Dachrand oder unterm Fenster schützt ihr Nest vor Nässe oder Hitze, die beide leicht den Schwalben tödlich werden können. Ein kleines Einflugloch, am Rande in der Mitte, gestattet dem schmalen Schwalbenkörper eben Zutritt. Wenn Spatzen auf ein solches Bauwerk lüstern sind, dann wird das runde Einflugloch zu einem waagerechten, schmalen Schlitz verengt. Die Schwalbe hat es gar nicht nötig, den Spatz in der geraubten Wohnung einzumauern, wie es die Mär berichtet. Der Spatz, was

glaubst du, würde kaum in Ruhe zuschauen, wie ihm die Freiheit abgelistet werden soll. Die Schwalbe sinnt nicht grausamer Vergeltung nach; sie sorgt von vornherein, daß keine Zwietracht aufkommt. In meiner Nachbarschaft zerstörte ein Unglück die mit drei Schwalbenwohnungen besetzte Seite der Hauswand derart, daß nur ein einziges Nest am Sims zum Teil erhalten blieb; der Boden war ihm weggesprengt. Noch am gleichen Tag begann das Schwalbenpaar, das eben sich zum Brüten angeschickt hatte, den Schaden auszubessern. Und auch die anderen beiden Paare begaben sich unverzüglich ans Werk des Neubaues. Sie legten ihre Nester am noch erhaltenen Teil der Mauer an und kümmerten sich nicht einmal um die beiden Maurer, die eine Woche lang die Wand instandzusetzen suchten, ohne die wohlgelittenen Hausgeister zu behelligen. Den Baustoff nahmen sie vom Rande eines kleinen Tümpels. Umständlich und mit allerlei Verrenkungen bissen sie kleine Brocken vom fetten Schlamm heraus und legten sie zu einem Häuflein zusammen. Es sah so aus, als wollten sie die Klümpchen zerkauen, ohne sie aber in den Mund zu nehmen. Mit ihren Schnäbeln stocherten sie fleißig darin herum, rollten sie eine kurze Strecke hin und her und flogen plötzlich damit hoch zu ihrem Bauplatz. Hier nahmen sie sich noch mehr Zeit, legten das Häufchen Schlamm zurecht und nahmen kleine Prisen davon ab, die vorsichtig auf die schon erhärtete untere Schicht gelagert wurden.

Da sie den Schlamm mit ihrem Speichel mischen, entsteht ein Stoff wie Mörtel; und in der Tat, das trockene Nest ist fest und hart und schwer wie Stein. Die Herstellung des ganzen Nestes ist für das Schwalbenpärchen eine Leistung; denn die schwachen Füße mit den vier dünnen Zehen sind nicht zum Schreiten oder Hüpfen eingerichtet. Trotzdem benötigten die kunstgerechten Baumeister zur Ausbesserung nur wenige Tage. Der Neubau eines Nestes war in fünfzehn Tagen abgeschlossen. Sie richten eine Wohnung her, die bei den Bruten des Jahres sicher standhält, ja manchmal lange Jahre vom gleichen Paar bezogen werden kann. Fehlt ihnen in einem Som-

mer Schlamm, so wandern sie ab. Und weil in Städten kein Schlamm geduldet werden kann, verschwinden die Schwalben, die mit Recht auch Stadtschwalben heißen, bedauerlicherweise aus dem Gesichtskreis unserer Großstadtmenschen.

Das Innere des Baues ist weich mit Federn ausgelegt; nicht selten schauen weiße Flöckchen am Einflugloch heraus. Das Weibchen brütet. Vom Männchen wird es mit Futter versorgt, doch nur bei guter Witterung. Bei Nässe und anhaltender Kühle reicht die Beute nicht für beide Schnäbel; dann bleibt dem Weibchen nicht erspart, sich selber auf die Jagd zu begeben. Ausschließlich auf Insekten angewiesen, erjagt die Schwalbe ihre Nahrung im Fluge, niemals im Sitzen. Oft siehst du sie dicht überm Boden pfeilschnell dahinschießen, oft auch in schwindelnder Höhe, so daß sie eben noch erkennbar bleibt. Welche Insekten sie da droben fängt, ist uns noch völlig unbekannt; doch müssen es bestimmte Mengen sein, weil, wie du denken kannst, die lebhafteste Bewegung beständigen Hunger mit sich bringt. Solange eine Schwalbe fliegt, solange jagt sie nach Beute. Die Teile der Insekten, die unverdaulich sind, die Beine oder Flügeldecken etwa, filzen im Magen zusammen und werden als kleine Gewölle wieder ausgewürgt. Gern trinkt die Schwalbe Wasser; sie schnappt es von der Oberfläche des Teiches auf.

Meist finden sich im Nest fünf Eier. So zart ist ihre Schale, daß sie zerbricht, wenn dich gelüsten sollte, sie mit den Fingern aufzunehmen. Die Jungen schimmern anfangs auf dem Rücken braun, allmählich aber legt sich blauer Glanz darüber, der ihnen für das fernere Leben verbleibt. Sie halten den einmal eingenommenen Platz im Neste ein. In trockenen Sommern macht die Aufzucht keine Schwierigkeiten; an nassen Tagen leiden die Jungen oft Not; in kühlen oder gar kalten Wochen sterben sie bisweilen Hungers. Ist ihnen gutes Wetter hold gewesen, dann fliegen sie nach sechzehn Tagen aus; doch kehren sie allabendlich mit ihren Eltern zum Schlaf ins Nest zurück. Wenn sich die fünf erwachsenen Jungen mit den beiden Alten im Nest zusammendrängen, dann muß es

wundernehmen, daß das Nest nicht infolge starken Druckes zerplatzt. Oft irren sich die Jungen und landen in fremden Nestern; dann ist der Raum beängstigend schmal, die Unruhe vermehrt sich bis zum Kampf. Die Alten verteidigen mit den Jungen ihre Plätze gegen jeden Eindringling und machen fühlbar beißend von ihrem kurzen, breiten, scharfgebogenen Schnabel Gebrauch. Die fremden Jungen weichen nur der Gewalt. Enge und Selbstbehauptung lassen die anhängliche Gesellschaft lange keine Ruhe finden. Schließlich, wenn alles draußen schon im Dunkel ruht, kehrt auch der Friede unter der Besatzung ein. Ja, der geduldigen Schwalben gehen viele in ein Nest, davon könnten selbst die Schafe des Sprichworts noch lernen. Wie gut, daß so ein Schwalbenheim aus selbstbereitetem Beton errichtet werden kann!

Anheimelnd klingt das Lied der Hausschwalbe, ein einfaches, gemütliches Gezwitscher, das nur aus ein paar Tönen gebildet wird. Wer solch ein niedliches Geplauder von Jugend auf vernommen hat, bekommt unbändiges Heimweh, wenn ihm das spätere Schicksal die Nähe eines Schwalbenpaares vorenthält. In der Erinnerung wird mir der dürre Gipfel eines alten Birnbaumes vor meinem Kammerfenster heilig bleiben, auf dem die Schwalben ihren Gruß der Sonne noch vor dem Aufgang boten und den ich zum bescheidenen Teil für mich in Anspruch nahm. Mehr als ein halbes Jahr der blassen Wintersonne verklärten mir die Tage ihrer Gegenwart, von Anfang Mai bis Ende September, wenn ich als Knabe durch die Scheiben den kahlen Ast gen Himmel ragen sah. Glücklicher Mensch, der nicht verlernt, im harten Lebenskampf den Schwalben Blick und Gedanken nachzusenden. Kein anderer Vogel kann wie er das Herz von aller Erdschwere weg in andere Richtung lenken.



Gartenrotschwanz
Hausschwalbe



Singdrossel
Nachtigall

DIE SINGDROSSEL

Verwandte Drosseln offenbaren mit dem Namen ihre Neigung zu den Lieblingsspeisen, so die Wacholderdrossel und die Misteldrossel. Die Farbe gab der Schwarzdrossel ihren Namen wie auch dem seltenen Wintergast, der Rotdrossel. Die Lieder aller Drosseln zeichnen sich durch Klang und Fülle aus. Und doch trägt nur die eine in ihrem Namen die Anerkennung ihrer herrlichen Begabung: die Singdrossel. In ihr verkörpert sich die Stimme unseres heimatlichen Waldes. Solange sie noch schweigt, bis gegen Ende März, solange ist er noch nicht aufgewacht. Und wenn sie wieder schweigt, im späten Sommer, dann richtet er sich langsam auf die große Pause des Einatmens aus.

Wenn auch die Drossel mehr und mehr in unseren Gärten einkehrt, so ist sie doch unzertrennlich mit dem Walde verbunden. Und wer sie fern vom Lärm der Straßen im frischen Walde hört, begreift, daß sie mit wirklicher Berechtigung gerade hier den musikalischen Ruf verdient. Sie ist die Meisterin in der Erfindung neuer, nie gehörter Melodien. Sie sind zwar kurz, doch folgen sie dreimal bis viermal nacheinander. Nur ab und zu vernimmst du eine längere Figur, die sich dazu nur selten wiederholt. Es ist nicht schwer, sie nachzupfeifen, und wenn du darin tüchtig bist, kannst du gar artig mit der Drossel Zwiesprache halten. Das ganze Lied ist ein voller Wohllaut, trägt auch weit und hebt sich aus Liedern anderer Vögel klar und eindeutig hervor. Während des Vortrags sitzt die Drossel bewegungslos, mit Vorliebe auf dem Wipfel eines Nadelbaumes. Ihr ruhiger Gesang wirkt feierlich, wie wenn er sorgsam eingelernt sein müsse und kein Fehler unterlaufen dürfe. Du magst wohl glauben, daß die heimgekehrte Drossel den Wald mit ihrem Lied begrüße. Ein eigenartiger Zauber liegt in diesem Gruße eingeschlossen, wenn er ertönt, bevor die Nacht

hereinbricht. Der Wald scheint zu lauschen; Tier, Mensch und Welt umfängt ein Ahnen vom ewigen Gottesfrieden. Das Herz nimmt den Gesang wie eine unverdiente Gnade auf.

Olivengrüne Federn bedecken den Rücken des schlanken Vogels, die Brust trägt einen gelben Schimmer, der Bauch ist wie von einem nebelgrauen Hauch beschlagen. Die Oberseite lagert wie ein abenddunkler Mantel auf dem lichten Körper. Die helle Unterseite zeigt ziemlich große Tupfen, Pfeilspitzen nachgeformt, die bis zu sieben lockeren Linien abwärts von der Kehle bis zu den Beinen durchgezogen sind. Im Morgensonnenschein erinnern sie an eine Schrift aus seltsam fremden Zeichen auf mattem Band. Kommt es daher, daß dieser Vogel in Tibet genau so gut zu Haus ist wie bei uns?

Nicht oft wirst du ihn fliegen sehen. Mit weiten, schnellen, kraftvollen Sprüngen überwindet er Entfernungen, gewandt durchschlüpft er das Gezweig. Wenn er die Spitze eines Baumes erreichen will, um zu singen oder weite Sicht zu haben, schwingt er sich von Ast zu Ast empor, als nähme er die Sprossen einer Leiter. Genau so steigt er wieder ab, es sei denn, daß der Schrecken ihn vertreibt. Wenn er Verdacht schöpft, zuckt er mit den Flügeln und streckt die Beine bolzengerade. Dann sieht er schmaler aus, als er schon ohnehin sich trägt, schmal oft wie eine Spindel. Sein Wohngebiet kennt er genau. Das Ungewohnte reizt seine Neugier; er pirscht sich näher, um es besser zu sehen; dabei läßt er sich reichlich Zeit. Verwunderlich muß das Benehmen bei einem Vogel erscheinen, der tagsüber kaum ein paar Sekunden der Ruhe einhält. Es wird behauptet, daß er Geselligkeit, wenn er sie auch nicht suche, so doch nicht lassen kann. Vielleicht ist die Neigung von Fall zu Fall verschieden. Ich sah ihn stets als Sonderling, selbst nach der Brutzeit. Beachtlich wirst du finden, daß er dem Menschen ausgesprochen Scheu entgegenbringt. Zwar lernt er bald den einen vom andern Menschen als harmlos zu unterscheiden, doch bleibt ein Rest von Mißtrauen, den er niemals aufgibt.

Bald nach der Wiederkunft beginnt die Drossel mit dem Nestbau. Meist richtet sie die gleiche Kinderstube ein, die sie im Vorjahr hergerichtet hatte. Zwar sieht der Bau, schaut du nur leicht darüber hin, nicht gerade haltbar aus. Die dünne Wand täuscht dich darüber hinweg, daß du ein nahezu unzerbrechliches Gebilde vor dir hast, zumal es nur ganz lose auf den Ast am Stamm oder in die Gabel mehrerer Äste eingefügt ist. Die Drossel versteht die Kunst des Bauens wie wenige andere Vögel. Die Stoffe des Fundamentes wählt sie aus dünnen Zweiglein, Flechten und dürren Blättern. Die dünne Wand errichtet sie nur aus Moos und Hälmchen. Ein klebriger Speichel härtet und verfilzt das Ganze, und der gleiche Speichel verklebt den Boden des Nestes derart mit der Rinde des Astes, daß auch ein wütender Gewittersturm ihm keinen Schaden zufügt. Und nicht nur das: die innere Fläche der Nestwand wird glatt und hart verputzt, und zwar mit einem Brei, den unsere Drossel sich selber herzustellen weiß, genau wie es die Wespe macht. Sie zerkleinert durch Beißen und Kauen faules Holz, durchsetzt die Masse mit dem gleichen Klebstoff, ihrem Speichel, und trägt ihn dünn auf. Merkwürdig fühlt sich solch eine Wand an, glatt wie Papier und hart wie Steingut. Der Kenner kann aus dem Zustand dieses Innern schon erschließen, ob das Nest bezogen werden wird: die Wand fühlt sich feucht an, sobald es in Benutzung genommen worden ist. Du wirst begreifen, daß die Drossel das alte Nest zur Brut bevorzugt. Sie kann sich Arbeit sparen, sie braucht ja nur den oberen Rand der Kinderstube ein wenig zu erneuern oder auszubessern. Mag diese jedoch so gut erhalten sein, wie es nur möglich ist, so bringt die Drossel doch in jedem Jahre eine frische Schicht im Innern an. Wenn du an menschliches Bemühen denken magst, so darfst du ihre Tätigkeit mit der des Tapeziers wohl vergleichen.

Fünf bis sechs Eier, blaugrün mit regellos verstreuten, braunen Tupfen, werden vierzehn Tage gebrütet. Die Jungen, die den Alten gleichen, gieren beständig nach Futter, bewältigen nach kurzer Zeit schon größere Bissen und wachsen auffallend

schnell heran, bleiben nur kurze Frist unter der Obhut ihrer Eltern und suchen Larven, glatte Raupen, Schnecken und Würmer. Oft sind die Brocken so massiv, daß die Vögel mit Mühe zu schlingen haben. Gern scharren sie im Bodenmulm. Die Jungen der ersten Brut tun sich im Juli zu kleinen Schwärmen zusammen und verschwinden eines Tages in unbekannte Fernen. Die Jungen der zweiten Brut folgen den Geschwistern im späten Sommer, nachdem sie den reifen Beeren reichlich zugesprochen haben. Gelegentlich versuchen die Alten sich mit der dritten Kinderstube. Nicht weit von meiner Wohnung, im Mischwald in der Nähe der Großstadt Köln, verließen die Jungen einer dritten Brut am 13. September ihr Nest. Die Alten bleiben oft bis zum November, einige halten über Winter, falls er nicht gar zu streng ist, bei uns aus. Sie sind es, die zu Ende Februar die ersten Lieder wagen und unentwegt im März bei Frost und Schneegestöber, dem Wetter trotzend, den Frühling zu begrüßen wissen, auch wenn er lange zögert. Vor etwa vierzig Jahren drangen die ersten Singdrosseln aus dem Walde in die Gärten vor. Ihr Nest war eine Seltenheit. Seitdem paßt sich der kluge Vogel den menschlichen Verhältnissen von Jahr zu Jahr geschickter an. Selbst im Getriebe der großen Städte hat er festen Fuß gefaßt, und es hat ganz den Anschein, als wolle er den Menschen mit dem herrlichen Gesang entschädigen für den Lärm, der seine Ohren für feinere Geräusche taub macht. Vieles verjagt der Mensch, wohin er tritt, auf immer. Die Drossel mit der frischen und kecken Stimme verargt es nicht; sie gleicht den schmerzlichen Verlust in aller Unschuld auf wundersame Weise aus.

DIE NACHTIGALL

Es ist schon früh den Menschen aufgefallen, daß einer unter allen Sängern die Nacht zu seiner Übung auserkoren hat. Sein Lied scheint durch die Dunkelheit förmlich zu gellen, so gab man ihm den Namen, den er noch heute trägt. Hier muß das allgewohnte Bild ein wenig ins rechte Licht gerückt werden, denn es gibt andere Sänger, die ebenfalls zur Nachtzeit singen. Erwinnere dich des Sumpfrohrsängers, der unermüdlich zu allen Stunden seine Strophen vorträgt. Vielleicht hat dich in tiefer Sommernacht die Heidelerche durch ihr Lullen entzückt. Singt wie sie nun die Nachtigall die ganze Nacht? Jawohl, doch nur solange das Männchen noch kein Weibchen fand und sein Gesang als Lockliedchen gelten muß. Sind in der gleichen Gegend noch andere Männchen ansässig, dann gilt es ihnen anzuzeigen, daß der Platz besetzt ist. Der Eifer und die Sorge um das Recht auf diesen Platz läßt es so lange singen, bis alle Nachtigallen gemeinsam vor Erschöpfung schweigen. Wie die anderen Vögel gibt sich dann die „Königin der Sänger“ auch nachts für ein paar Stunden dem Schlafen hin. Ist die Nachtigall jedoch allein und braucht vor dem Eindringling nicht auf der Hut zu sein, dann singt sie wohl die ganze Nacht und holt den Schlaf am Tage, meist gegen Mittag, nach. Was auf die eine Nachtigall gewißlich zutrifft, das ist von einer anderen nicht anzunehmen. Die eine singt, die andere schläft, je nach dem Ort, an dem sie wohnt.

Die Dichter preisen den Frühling im Nachtigallenschlag. Sie preisen mit ihm zugleich den Vogelsang der weniger bekannten Frühlingsgäste. Du kannst dir denken, daß jeder Mensch, der nicht zu lauschen, zu horchen und zu unterscheiden gelernt hat, jedes schöne und laute Vogellied der Nachtigall zu unterlegen pflegt. Du mußt darob nicht lächeln, du mußt es zu verstehen suchen; denn Kraft und Wohllaut, Reichtum

und Ausdrucksfähigkeit der Nachtigallenstimme sind unbestritten, der ganze vielfältige Gesang der Vögel erreicht in unserer Nachtigall den Gipfel.

Der Gartenspötter und der Sumpfrohrsänger übertreffen die Nachtigall durch Mannigfaltigkeit der Stimme. Der Tonschatz der Nachtigall beschränkt sich auf geringen Umfang, und schau, gerade dieses ist ihm eigentümlich, daß er bei aller Einfachheit so unvergleichlich reich in seiner Wirkung ist. Kein anderer Vogel vermag den gleichen Ton so von dem leisen Anstoß bis zu dem harten Schmettern anschwellen zu lassen. Vom zarten Hauch, der in sich selber zu ersterben scheint, bis zum getragenen Schlag, der mit Gewalt zum Gellen getrieben wird, reicht die Dehnungsfähigkeit. Kein anderer Vogel weiß in einen schlichten Laut einen derartigen Schmelz zu legen, daß es wie Schluchzen oder Klagen klingt. Kein anderer Vogel beherrscht wie er die Gabe, in müheloser Biagsamkeit der Melodie, in ausgewogener Betonung jeder Einzelnote sein Lied zu sammeln, auszubauen und zu steigern. Was Menschen in Worten wie Süßigkeit und Trauer, Innigkeit und Schmerz, Erhabenheit und Wehmut, Sanftheit und Feurigkeit zum Ausdruck bringen, das finden sie im Lied der Nachtigall geschlossen wieder. Und in der Tat vermittelt die unvergleichlich feierliche Stimme alle diese Stimmungen, wie beiden Wörtern auch die gleiche Wurzel eigen ist. Ganz unwillkürlich mag dir der Gedanke kommen, daß es ein wahres Wunder ist, was da dem Schöpfer aus der Hand entsprang. Wenn du dem unscheinbaren, bräunlichgrauen Vogel beim Singen zuschaust, was nicht schwierig ist, dann bleibt es um so unbegreiflicher, daß aus der winzigen Kehle diese Fülle des Gesanges wie märchenhafte Musik aus anderen Welten hervorbricht, je länger du ihr lauschst. Und dazu paßt recht gut der Eindruck, daß jede singende Nachtigall so an die eigene Kunst sich hinzugeben scheint, als wolle sie sich selbst daran berauschen.

Die Nachtigall weiß von Gefühlen, die Menschen ihrer Stimme unterschrieben, nichts. Im Block des dichten Buschwerkes, im unzugänglichen Gesträuche alter Gärten, besonders gern

im dornigen Gestrüpp der Ufer von Bach und Fluß bezieht sie ihr verstecktes Reich. Bedingung ist, daß dürres Laub die Erde dicht bedeckt. Nur hier, im schattigen Unterholz gedeihen die zarten Raupen, Larven, Würmer, die ihr als Nahrung dienen; nur hier, im raschelnden Belag des Bodens, verrät sich der schleichende Feind. So gern sie sich beim Singen zeigt, so leicht du dich ihr nähern kannst, oft auf die Länge eines Schrittes, so ängstlich bleibt ihr Nest verborgen. Es steht nur ein paar Spannen hoch vom Boden entfernt, manchmal im Laube auf dem Boden, wo es nur schwer zu finden ist, weil es zum größten Teil aus dünnen Blättern, mit Moos und Halmen sparsam durchflochten, erstellt wird. Im Innern finden sich im allgemeinen nur Haare, selten Federn. Beim Blätterfall im Herbst wird es verschüttet, und keine Spur verrät den Standort. Im Mai des nächsten Jahres entsteht ein neues Nest, meist in der nächsten Nähe. Die Nachtigall bleibt dem erwählten Brutplatz meist viele Jahre treu und wandert nur dann ab, wenn er durch Kahlschlag oder Waldbrand völlig verändert wurde. Es ist gelungen, an manchen Orten, wo sie sich vorher niemals zeigten, Nachtigallen anzusiedeln. Nie wieder bleiben sie aus.

Bei uns zieht die Nachtigall nur eine einzige Brut auf, in Südeuropa und Nordafrika dagegen ihrer zwei und drei. Die Farbe der fünf Eier liegt zwischen dunklem Graugrün und sattem Braun. Im offenen Nest am modrigen Boden fallen sie selbst scharfen Augen kaum auf. Und wenn das Weibchen auf den Eiern sitzt, dann ist es noch viel schwerer zu erkennen. Weiß es, daß sein Gefieder ein treffliches Tarnkleid darstellt? Du könntest es mit deinen Händen greifen, weil es nicht flüchtet, sondern im Gegenteil sich tiefer in die Mulde drückt und wirklich wie ein dürres Blatt in Form und Farbe wirkt. Gehst du dann still hinweg, um nicht noch weiter Störenfried zu sein, dann springt es flüchtig ab und läßt das Nest allein. Mit hellem und gedehntem Ruf warnt es das Männchen, und wenn im Nest schon Junge zu betreuen sind, hörst du den Warnruf, der den Kleinen gilt, auf lange Zeit.

Die braun- und graugefleckten Jungen werden zunächst mit Insekten, später mit Beeren gefüttert, die stets vom Boden aufgelesen und erhascht werden. Noch ehe sie zu fliegen gelernt haben, verlassen sie das Nest und schlüpfen im Geröll des Bodens umher. Die Eltern füttern sie so lange, bis sie sich selber helfen können. Du kannst dir denken, daß sie leicht die Beute blutgieriger Räuber werden, des Wiesels, der Katze und selbst des Igels.

Je höher die Sonne steigt, je karger wird die Zeit zum Singen. Das Weibchen unterbricht sein Brüten um Mittag auf die Dauer einiger Stunden; das Männchen übernimmt die Tätigkeit. Wenn es dann wieder abgelöst wird, weicht es nicht von seinem Posten, den es in Sprungweite vom Nest bezieht. Es sieht fast aus, als wolle es darüber wachen, daß ja kein Unglück sich ereigne, als wolle es zur Stelle sein, um Schaden im Entstehen zu verhüten. Die Sorge um die Jungen macht die Zeit noch knapper. Bedenke, daß die Bissen winzig sind und daß die Schnäbel beständig nach Nahrung sperren. Da gilt es für die Alten, sich zu tummeln, solange es Tag ist. Danach verlangt der Schlaf sein Recht. Kein Schlagen dringt mehr durch die stille Nacht. Zur Sommersonnenwende verstummt das Lied der Nachtigall vollends.

Bis zur ersten Mauser verbleiben die Jungen bei den Alten. Sie dürfen sich der Obhut aufmerksamer Eltern lange erfreuen, und wer sie während dieser Wochen belauschen darf, den mutet ihr Benehmen putzig an. Meist sitzen sie hübsch aufgereckt, mit schräg nach oben aufgestelltem Schwanz, die Flügel wie ein lockeres Mäntelchen gelöst, auf einem Zweig. Sobald sie auf die Erde springen, erhebt der Schwanz sich kerzengerade, und die Flügel führen erregte Schläge aus. Bei jedem weiteren Sprung schnellt sich der Schwanz nach unten, als sollte er zuerst die Erde abtasten, gleich darauf nach oben, als wär's ihm schlecht bekommen. Auch wird nach jedem Sprunge eine kurze Pause eingehalten, selbst dann, wenn man den zierlichen Geschöpfen Eile, ja Unruhe deutlich anmerkt. In diesen Pausen hast du Gelegenheit, das rotbraune Auge zu

bewundern, dem keine Bewegung im Laub entgeht. Und wenn du schärfer hinschaust, bemerkst du auch wohl ein paar feine Borsten am Schnabelgrund. Gelegenheit, frei zu fliegen, nimmt eine Nachtigall aus freiem Entschlusse bei Tage nie. Dafür darf sie als Meisterin der stolzen Sprünge gelten, die anmutig von Trippeln, Nicken und Dienern unterbrochen werden. Nachdem das Kleid gemausert ist, zerstreut sich die Familie. Nun kommt es allen Einzelgängern darauf an, den Leib zu pflegen und zu mästen, damit er den Strapazen der großen Reise gewachsen ist. Zwei volle Monate wird die Reise über Meer und Wüste hinweg benötigen. Wenn von den Erntefeldern unserer Heimat die letzten Garben eingefahren werden, verschwinden die Nachtigallen unbemerkt, wie sie gekommen sind. Fünf Monate wird sie das Land am Urwald Mittelafrikas beherbergen. Danach wird sie die Sehnsucht wieder, diesmal rascher und innerhalb von Monatsfrist, ins nördliche Geburtsland treiben. Sie werden für sich reisen, die Männchen an der Spitze, die Weibchen etwas später. Und unauffällig werden sie erscheinen, wie sie verschwanden. Die Ankunft wirst du nicht mit dem Auge feststellen, dein Ohr wird Nachricht von der Einkehr überbringen. Und gleich mit voller Stärke wird der Nachtigallenschlag erstehen. Dient er dem Weibchen als Zeichen für sein Ziel? Ist er ein erster Anruf an das unbekannte Weibchen? So geht der Kreislauf in sich selbst zurück, und das Geheimnis heiliger Schöpfung wird weiter um uns leben, wie wir in ihm.

DER GARTENSPÖTTER

Ein zarter Vogel, dessen Stimme uns wie ein Lied des frohen Lebens auf Schritt und Tritt umgibt, erscheint erst, wenn das frische Laub die Bäume schmückt, verläßt uns aber wieder, bevor die ersten Früchte reifen, um in den Tropen Afrikas den Winter zu verbringen: der Gartenspötter. Er liebt es, in der Nähe der Menschen seine Wohnung einzurichten, meist in Gärten, die mit Gebüsch von Flieder, Schneeball und Holunder dicht bestanden sind. Nur ungern sucht er freie und offene Bereiche seines Wohngebietes auf. Er ist nicht leicht zu finden, obwohl er immer an seinem alten Brutplatz Einkehr hält. Behende schlüpft er durch das schattige Blättermeer, nicht anders, als sei er selbst ein Blatt, das sich in einen Sänger verwandelt hat. Der bronzegrüne Rücken, die gelbgesäumten Flügel Federn, die primelgelbe Brust entziehen ihn leicht dem Blick. Weil er so überaus beweglich ist, läßt er sich leicht belauschen. Zwar sitzt er, wenn er singt, voll Ruhe auf dem Ast, die Beinchen tief geknickt, doch dreht er rastlos seinen seltsam spitzen Kopf und öffnet den Schnabel, so weit es gehen will. Wie eine flackernde Flamme zuckt dann der leuchtend gelbrote Rachen auf, was ihm den anderen Namen Gelbspötter eingetragen hat.

Sein Lied trägt er mit wahrer Inbrunst vor. Er scheint die Umwelt völlig zu vergessen, und wenn du dich ihm unauffällig näherst, denkt er auch nicht an Flucht. Du mußt ihn in den Kronen der Büsche und der Bäume suchen, denn er verschmäht das Unterholz, und auf den Boden steigt er nie herab. Noch eben klingt die Stimme schwach vernehmlich herüber, doch plötzlich gellt sie in der nächsten Nähe, nach wenigen Sekunden ertönt sie wieder fern. Es ist, als hänge er der Stimme sein eigenes Echo an, und manchmal wechselt die Richtung so geschwind, daß du dich täuschen läßt und an-

nimmst, mehrere Spötter sängen um die Wette. Im Flug vermag er sich so jäh zu wenden, daß er kaum einen Haken schlägt, wenn er die gleiche Strecke zurückfliegt. — Und warum trägt er den Namen Spötter? Er ahmt die Rufe anderer Singvögel nach, als wolle er sie verspotten, das Wiwiwi des Wendehalses, das Oriolio des Pirols, das Kärrekiet des Rohr-Singvögel nach, als wolle er sie verspotten, das Wiwiwi des als übe er sie ein, als mache es ihm Freude, sein eigenes Liedchen zu bereichern. Doch ist auch dies eine Leistung ersten Ranges. Der Gartenspötter wird zu den begabtesten Solisten des Vogelkonzertes gezählt. In schnellem, ja hastigem Wechsel trägt er seine Strophen vor, er gönnt sich keine Pause, kein Verschnaufen, keine Rast. Bald klingt die Stimme wie das Zupfen auf Harfensaiten, bald wie das Flöten auf der Weidenpfeife, bald wie das Quäken auf dem Schilfhalm. Sie klingt mehr dünn als voll, mehr scharf als weich, manchmal auf langen Strecken mehr gesprochen als gesungen. Nicht ohne Grund nennt man den Sänger dieser mannigfaltigen Melodien wohl auch Sprachmeister.

Sein Nest baut er auf Sträuchern, seltener auf jungen Bäumen. Es steht so hoch, daß du im Stehen nicht mit der Hand hinlangst. Betrachtest du es aus der Nähe, so zeigt sich dir ein kunstvoller Bau in Form eines Kruges, aus Rindenfasern, die mit der hellen Seite nach außen verflochten werden, im Innern mit fadendünnen Halmen, weicher Pflanzenwolle und reichlich Spinnweben durchsetzt, man könnte besser sagen „verfilzt“ sind. Es fällt als überaus geglättetes und sauberes Gebilde auf, wie frisch gewaschen und gebürstet, manchmal von frischer, weißer Farbe. Der Bau ist so in sich verankert, daß er den Eindruck macht, er sei gepreßt, ja fast geknetet oder gar geschnitzt. So fest sitzt er auf seiner Unterlage im Zwickel der Äste, daß es nur mit Gewalt gelingen dürfte, ihn zu entfernen. Der obere Rand ist enger als der bauchige Teil, und wolltest du ein Deckelchen darauf verfertigen, so würde es kleiner als die Bodenscheibe werden müssen. Die Brut liegt also

dicht geschützt, und wie als Singemeister, so kommt dem Gartenspötter der Ehrentitel des Baumeisters füglich zu.

Die Eltern wechseln sich im Brüten ab. Vier oder fünf mattrosarote Eier, die mit schwarzen Äderchen und Pünktchen sparsam verziert sind, bilden das Gelege. Die Alten verzichten leicht nach einer Störung auf die mühsam hergestellte Vogelwiege und können sich nur selten zu einer zweiten Brut entschließen. Die Jungen verlassen Anfang Juni das Nest. Sie sind, sobald sie Federn tragen, die Ebenbilder ihrer Eltern. Ich traf auch solche, deren Färbung mir klarer schien als die der unermüdlich tätigen Pfleger. Bei allen andern Sängern ist das Gegenteil die Regel. Nach dreizehn Tagen folgen die Jungen den Alten. Sie lassen sich noch lange, bis zu drei Wochen, füttern, ja verwöhnen. Sie betteln noch um Nahrung, wenn sie sich ohne Hilfe durchs Vogelleben schlagen könnten. Die Sorge der Alten und ihr Eifer, den Jungen beizustehen und sie nur ja nicht bald aus ihren Augen zu verlieren, läßt sie ihr wunderbares Singen lange vergessen. Erst in den hohen Sommertagen, wenn ihre Brut auf eigenen Wegen wandelt, erklingt die Stimme aufs neue. Doch werden Pausen eingeschlossen, die immer länger werden, bis im August die liedgeübte Kehle für den Rest des Jahres endgültig schweigt.

Noch werden fliegende und ruhende Insekten nebst reifen Beeren im Fluge erhascht, im Klettern aufgelesen. Noch werden lange Strecken regelmäßig befahren, überwacht und abgeerntet, wohl auch in wellenförmigem Fluge weitere Entfernungen zu fremden Gärten gewagt. Schon wird das Futter karger. Das große Schweifen scheint fast ein Vorspiel der angestrengten Reise zum Gürtel des Schwarzen Erdteils zu sein. Für ein paar Tage noch, bis zu den ersten blassen Nebelmorgen des Septembers, erscheint der Sommergast im alten Brutgebiet. Du hast ihn lange vermißt, vielleicht schon halb vergessen, dann ist er plötzlich dicht in Menschnähe, wie er sie liebt und braucht, und mehr als zu Beginn der warmen Jahreszeit gibt er sich deinen Blicken preis. Gib acht, vielleicht wirst du ihn morgen nicht mehr grüßen. Wie er beständig im klei-

nen Kreis der Heimat auf der Wanderung war, so ruft ihn jetzt der große Kreis der Ferne. Entgeht er den Netzen der schlaun Vogelsteller, so wird er in knapp dreiviertel Jahresfrist sein unermüdliches Gespräch vom Apfelbaum am Haus zum besten geben. Ich lebe noch und lebe, wie es Gott gefällt, und hoffentlich auch dir, du Mensch!

DAS SCHWARZPLÄTTCHEN

Den flinken, mit seidig weichem Federkleid bedeckten Vogel magst du als Boten der Nachtigall bezeichnen. Er ist nur eine Woche in der Ankunft voraus, und seine Stimme nähert sich der ihren im fülligen und klaren Schlage wohl am meisten. Gib acht auf ihn, die Bäume sind noch jung belaubt, noch ohne dichte Blätterdecke. Du kennst ihn leicht am schwarzen Scheitel. Das Weibchen siehst du seltener, es lebt versteckt und scheu.

Es macht dem Vogel Freude, beim Schlupf durchs Dickicht den ersten Teil des Vortrags leise vorzubringen. Von Haus aus liebt er dichte Wälder, vorzüglich Nadelwälder, und wer ihn unversehens im Hochwald antrifft, staunt weidlich über die erhabene Musik der kleinen Kehle. Im Garten oder Park klingt das Lied weit schwächer, doch ist es immer noch den Liedern fast aller andern Vögel überlegen, selbst wenn es von dem Stümper her stammt, der unter Vögeln genau so anzutreffen ist wie unter Menschen. Wenn du die lauten, glockenreinen, feurigen Flötentöne, die er als zweiten Teil des Vortrags bei ruhigem Sitzen auf einem Aste bringt, einmal so recht vernimmst, dann hörst du ihn aus Dutzenden von andern Sängern leicht heraus. Wird er erschreckt, so schlägt er schnell drei, vier harte Laute an; du könntest vermuten, der Nachbar gebrauche seine große Heckenschere. Doch dauert die Verwirrung meist nur kurze Zeit. So flüchtig, wie er ist, so schnell ist er beruhigt. Du hörst gar bald sein Lied aus sicherer Entfernung wieder. Belauschen läßt er sich gar leicht, doch weiß er sich den Blicken findig zu entziehen, du magst ihn noch so ausdauernd beschleichen. Begegnest du ihm in der freien Bahn, so flüchtet er ins dichteste Gestrüpp oder in die bergende Krone eines hohen Baumes. Ganz selten kommt er auf die blanke Erde; doch sah ich ihn im flachen Becken des Gartens

häufig baden, nicht gerade scheu, doch eilig, überstürzt, ja unbedacht, so daß er in ein paar Sekunden naß war wie eine Vogelscheuche im Gewitterschauer. Gleich nach dem Bade sang er wieder, erst leise, dann lauthals, noch ehe er sein Federkleid geordnet hatte.

Beständig hat er's mit der Eile; es trifft ganz wörtlich zu, wenn man ihm nachsagt, daß er in dauernder Bewegung sei und keine einzige Sekunde stillhalten möge. Daß er dabei geschickt mit waagrecht gestrecktem Leib, mit angezogenen Beinen, so, als kämen die Füße gleich aus dem Bauch heraus, dazu mit fest und glatt angelegtem Gefieder, durch andern Vögeln kaum zugängliches Gestrüpp zu „schlüpfen“ weiß, erfährst du auf den ersten Blick. Denn wo du ihn soeben sahst, da ist er in Gedankenschnelle schon verschwunden, und sei es auch die Weißdornhecke, die infolge des Nachbars sorglicher Bemühung dicht wie ein Block den Durchgang wehrt. Der lebenswürdige und saubere Vogel wird dem Geschlecht der Grasmücken eingeordnet, ja auch Mönchsgrasmücke genannt. Im Worte „Grasmücke“ versteckt sich das alte Wörtchen „smiegen“, das heißt „schlüpfen“. Kaum gibt es einen Vogel, dem das „Schlüpfen“ derart zur Übung und Gewohnheit wurde, daß er sich anders nur mit Widerwillen fortbewegt. Das Fliegen macht ihm ersichtlich Mühe, die Schwingen bewegen sich äußerst rasch, der Flug geht geradeaus, dazu recht hastig, doch niemals über lange Strecken. Viel lieber trollt er sich von Zweig zu Zweig, indem er zielsicher hüpfet; die kurzen Strecken überwindet er, indem er mit geschlossenen Flügeln anspringt oder mit wenigen Flatterschlägen den nächsten Zweig erreicht. Kein Wunder, daß er einen ziemlich umfangreichen Brutbezirk benötigt und gar nicht selten selbst noch über ihn hinausschweift. Er verteidigt ihn anderseits auch nicht gegen Eindringlinge; er lebt mit andern Vögeln in Frieden, er ist, man darf es in einem bei Menschen gebräuchlichen Sinne sagen, ein lebenswürdiger Vogel.

Zweimal im Jahre, im Mai und Juli, brütet das Elternpaar. Das Nest steht niedrig im Gestrüch, meist kniehoch über dem

Boden. Im Nadelwald befindet es sich meist in Büschen der jungen Fichten, im Laubwald in den dichten Quirlen des Schwarzdorns. Es ist mit Sorgsamkeit aus Hälmmchen und Würzelchen nicht übermäßig fest, weit eher locker hergerichtet. Stets findet sich im Innern eine Schicht von Haaren der Weidetiere; die Haare müssen oft in weiter Entfernung gesammelt worden sein. Fünf oder sechs Eier, länglich und glänzend, wechselnd in weißlichem, gelblichem, bräunlichem oder rötlichem Grund mit kleinen dunklen Punkten, Strichen, Flecken, werden von den beiden Eltern gemeinsam gebrütet. Gemeinsam ziehen beide die Jungen auf, die alle braune Plättchen haben. Im Herbst nach dem Federwechsel behalten die Weibchen ihr braunes Plättchen bei; auch junge Männchen behalten es oft bis ins zweite Jahr hinein. So kommt es, daß der aufmerksame Spürer manchmal sich genarrt sieht, wenn er ein Männchen mit braunen Kennzeichen des Weibchens beim Singen überrascht.

Was nimmt das Schwarzplättchen als Futter zu sich? Wie alle Verwandten, deren es eine ganze Reihe gibt, so Zaungrasmücke, Gartengrasmücke, Dorngrasmücke, Sperbergrasmücke, liest es Insekten oder Spinnen, selbst wenn sie noch so gut verborgen sind, in unaufhörlichem Bemühen ab. Dazu nascht es mit Leidenschaft Holunderbeeren, Trauben vom wilden Wein und Früchte des Spindelstrauchs.

Bis in den Herbst hinein erschallt der laute, fröhliche Gesang; doch werden die Pausen zwischen den schallenden Schlägen immer länger. Der Zug zum Süden beginnt bei einigen der Schwarzplättchen im August, bei andern im September, bei wenigen noch im Oktober. Ganz unauffällig, nach und nach, verschwinden sie von einem Tag zum andern. Die meisten überwintern in Südeuropa an den Küsten des Mittelmeers. Die letzten, die wir treffen, bewältigten schon eine tüchtige Reisedecke, sie brachen in Skandinavien auf und ziehen weiter bis nach Mittelfrika. Die lange Fahrt wird hohe Anforderungen an ihre Kräfte stellen, doch teilen sie die Strecke derart auf, daß sie in manchen Landschaften längere Zeit verbleiben, ganz wie es



Gartenspötter
Schwarzplättchen



*Rotkehlchen
Sumpfrohrsänger*

Witterung und Nahrung gestatten. Erkläre dir auf diese Weise, daß sie mit ihrem Rückzug zu Anfang des Jahres bereits beginnen. Wie köstlich mutet dich der Tag an, den die wunderbare Stimme zum erstenmal, meist mit dem frühen Glanz der Sonne, in deiner Heimat grüßt!

Juli

DAS ROTKEHLCHEN

Des Rotkehlchens eigentlicher Lebensraum, im Unterholz des Waldes, verlagert sich von Jahr zu Jahr in offene Winkel, die sich der Obhut stiller Menschen erfreuen: mit Hecken umgebene Weiden, gepflegte Rebenhänge und Gärten, in denen Obst und Trauben reifen. In abgelegenen Gebüschchen, in denen es vor einem Menschenalter häufig war, ist es verschwunden; dafür bezog es die Parke, Friedhöfe und grünen Gürtel der Städte. Es liebt die Nähe eines Wassers, sei es ein Teich, sei es ein Rinnsal; es badet fleißig, putzt sich allerwege und macht selbst in den Wochen, in denen seine Kräfte durch die Aufzucht der Jungen ständig beansprucht werden, einen sauberen Eindruck. Selbst seinen Winteraufenthalt verlagert es im Laufe der Jahreswechsel, die Überlieferung läßt es spätestens Oktober an Aufbruch denken und frühestens im März erscheinen; doch gibt es Gegenden, in denen es kein Streben zeigt, dem Winter zu entgehen. Oft läßt es seinen Ruf im Winter abends, bei tiefster Dunkelheit, laut aus dem nebelfeuchten Sternenzelt erschallen, damit beweisend, daß es noch immer auf der Wanderung begriffen ist. In großer Höhe fliegt es dahin. Zur Morgendämmerung bezieht es Gärten und Wälder, um neue Kraft zu sammeln und Beute zu erjagen, so gut es gehen will. Es weicht dem strengsten Winter aus, stellt seine Reise an milden Tagen ein und nimmt sie wieder auf, wenn härtere Tage drohen. Es gibt bei dieser Vogelart zwei Gruppen, hier unermüdliche Wanderer, dort Seßhafte. Wer mag ergründen, nach welcher Uhr sie ihre Lebensstunden richten? Mitten im Winter, an nicht zu kalten Tagen, stimmt das Rotkehlchen sein Lied an. Der Lockruf trägt recht weit. Scharf reiht sich ein mehrmaliges Schnalzen aneinander; es „zickert“, wie der Volksmund sagt, nicht anders, als wenn wir harte Steine aneinanderprellen. Das Liedchen würde vielfach über-

hört, wenn es nicht bis zur Abendstunde erklänge, nachdem die andern Sänger längst verstummt. Wer einmal in der tiefen Dämmerung im Schweigen der Bäume stand und nur dem rotkehligen Sänger lauschen konnte, vergißt den Zauber dieser Stunde niemals wieder. Anfänglich klingt es mühsam, wie ausgewürgt; doch unvermutet geht es in perlende Tonreihen über, in die sich Trillern und Pfeifen mischen. Eine mit Worten nicht zu beschreibende tiefe Ruhe umfängt den Lauscher und erfüllt ihn, und kaum weiß er zu sagen, ob es die Ruhe der Erquickung, der Frische und Entspannung ist oder die Ruhe des letzten Friedens, der Wehmut und des Abschieds. Und klingt es bei dem ersten Treffen vielleicht noch schlicht und anspruchslos, so zeigt sich im Verhören, daß es voll reichen Wechsels ist, mit Zwitscherlauten, die sich selten wiederholen, mit Flöten, die durch alle Lagen gehen, manchmal wie kleine Glocken läuten, manchmal wie Grillen zirpen, manchmal wie Klarinetton ein Lied der Demut, der Unschuld und der Lebensfreude voll feierlichen Friedens.

Rotkehlchen, die im Winter bei uns bleiben, schließt der Mensch ins Herz. Nie scheint die rostigrote Farbe, die sich auf Brust und Kehle, Stirn und Wangen legt, so satt zu leuchten wie im Schnee, nie der olivengraue Rücken, umsäumt vom schmalen, blauen Rand der Flanken, mehr zu glänzen als beim Frost, nie das geglättete Gefieder am Bauch mehr aufzustrahlen als in eisiger Luft. Das Auge aber, fast schwarz und in der Größe einer reifen Ligusterbeere, zierlich umstickt von einer gelben Borte, erspät sekundenschnell die günstige Gelegenheit, den altgewohnten Bissen zu erhaschen, ein Bröcklein Weißbrot, ein Fäserlein vom Fleisch, vielleicht gar einen Happen vom zurückgelegten Kirschmus. Es dankt die kleinen Gaben durch Anhänglichkeit, kommt ohne Scheu ins Zimmer und zupft die Atzung von der ausgestreckten Hand. So rettet es sich in die Jahreszeit hinüber, in der ihm sein gewohntes Futter, Spinnen, Würmer, Schnecken, Insekten, reichlich winkt.

Von Haus aus lebt der Rotkopf, wie er auch genannt wird, ungesellig. Er meidet die Schar und führt das Leben des Einsiedlers; im Winter trennt er sich sogar vom Weibchen. Zieht er im Herbst die Reise dem Verbleiben am erwählten Wohnsitz vor, so fliegt er einzeln und schließt sich keinem Schwarme an. Beim ersten Frühlingsahnen findet er die Genossin, und im Bund mit ihr versteht er es meisterhaft, dem passenden Gebiet die Nebenbuhler fernzuhalten, wobei die Gegenwart von Vögeln anderer Arten ihn unberührt läßt. Im hohen Sommer nimmt er das Leben des Einsiedlers wieder auf.

Mit aller Sorgfalt wird das Nest gebaut, stets dicht am Boden, zwischen den Wurzeln alter Bäume, an schräggeneigten Wällen, gern unter dicken Decken überhangender Grasbüschel. In meinem Garten baute ein Paar sich zwischen zwei gestelzten Strüngen des Straußenfarns an, kein Regentröpfchen vermochte ihnen Gefahr zu bringen. In ziemlicher Entfernung davon verschmähte ein anderes Paar den Schutz und baute in einer verlassenem Erdhöhle der Großen Wespe. Ein regelrechter Haufen alter Blätter vom Quittenbusch bedeckte es, und nur das seitlich angebrachte Einschlußloch verriet die Stelle, an der es stand. Von Anfang an bemühten sich die Alten, wenn sie das Nest verließen, die Blätter mit den dünnen, aber starken Beinen und Zehen so auf das Nest zu scharren, daß Räuber ahnungslos vorüberstreiften.

Vom Napf des Nestes sah ich nichts, auch nichts von Eiern. Nach der zweiten Brut im Jahr, als die jungen gelb- und grau-gefleckten Vögel das Nest verlassen hatten und wie die Mäuse flink den Alten folgten, denn fliegen konnten sie noch nicht, untersuchte ich den Bau. Der Napf bestand aus sauberem Moos, war innen mit reiner Schafwolle ausgefüllt, und unverletzt hob ich das gelblichgraue Ei heraus; es war mit braunem Anflug wie behaucht. Das Nest im Farn bestand aus dürren und ein paar frischen Fasern des gleichen Gewächses und war im Innern weniger dicht mit Wolle und Federchen bekleidet. Die Jungen blieben genau eine Woche im Garten, danach verschwanden sie gemeinsam und am gleichen Tage. Das Männ-

chen blieb, verschwand in Abständen und stellte sich im Dezember für dauernd ein. Es machte die gewohnten Sprünge, die weiter reichten als bei Genossen gleicher Größe; es blieb geraume Weile auf hochgestellten Beinen stehen, die wie aus Draht geformt erschienen; es machte seine drolligen Verbeugungen, wippte mit dem schmalen Schwanz und „zickerte“. Geräuschlos, unauffällig, wie aus dem Boden gewachsen, kam es ans Haus, saß es am Boden, strafften sich die schwarzen Beinchen unter lockeren Flügeln und waagerecht gestrecktem Schwanz. Saß es auf einem Balken oder Ästchen, dann plusterte es seine Federn auf, wobei die Flügel leicht gehoben wurden. Mit raschem Sprung bewältigte es die kleinen Strecken; nie lief es flink dahin, nie trippelte es wie eine Lerche oder hüpfte es wie ein Buchfink. Schnell wie ein Pfeil schwang es sich in die Höhe, genau so schnell stürzte es zum Boden nieder. Es zeigte nur selten Furcht, war aber immer auf Sicherung bedacht, und wenn es aufgescheucht wurde, flog es recht gewandt der dichten Hecke zu, um so lange zu verschwinden, bis die Gefahr vorüber war. Meist dauerte es nur kurze Zeit, bis es den Schreck verwunden hatte. Geweckt und aufmerksam beobachtete sein scharfes Auge weiter, was ihm auffiel. Manchmal kostete es Sorge, einen Happen, der ihm wohl mundete und wohl bekömmlich war, vom eigenen Munde abzuknausern. Doch war die Gegenwart des zierlichen Geschöpfes mehr als ein Gottvergelt's.

DER SUMPFRÖHRSÄNGER

Der Name führt dich in die Irre. Der Vogel mit dem seltsam spitzen Köpfchen hat es sich gefallen lassen müssen, den Namen der Verwandten zu vertreten. Nun haben die Verwandten gute Namen; sie hausen am Teich, in Binsen und im Schilf und heißen dementsprechend Teichrohrsänger, Binsenrohrsänger, Schilfrohrsänger. Er aber meidet den Sumpf, trotz seines Namens. Hinnehmen muß er auch, daß ihm das Rohr, das Röhricht in den Namen eingeschmuggelt wird. Im Röhricht wirst du ihm auf keinen Fall begegnen. Freilich, er stößt sich nicht an falschen Namen, die der Mensch erfunden hat und die nicht immer treffen, was sie sagen wollen. Wer ihn genauer kennt, weiß, daß er reine Sumpfgebiete völlig unbeachtet läßt, weiß auch, daß ihn der Wuchs von Binsen und Schilf nicht anlockt. Wo lebt er also?

Meist erst im zweiten Drittel des Monats Mai kommt er aus Afrika; vielleicht hat er den Winter in Kapland zugebracht, dann kommt er noch ein wenig später an. Auf seiner Reise flog er von Gewässer zu Gewässer. Und an einem Gewässer, an Bach und Fluß und Graben, an Teich und See stellt er sich auch in unserer Heimat ein. Auf Wasser in der Nähe verzichtet er nur ungern. Die Ufer aber müssen seiner Eigenart entsprechen: sie müssen dicht bewachsen sein. Am wohlsten fühlt er sich in Weidenschlägen, in denen der Korbflechter seine Ruten schneidet. Die Weidenschläge stehen ein paar Jahre unberührt. In ihnen siedeln sich Gewächse gern an, die klettern und ranken. In solchem Dickicht findet unser Vogel das, was er sucht und braucht. Dabei verkriecht er sich durchaus nicht in Verstecke. Er fliegt auf hohe Bäume in der Nähe, er kehrt in Roggen- und in Weizenfeldern ein, er wagt sich ohne Scheu gar in bebuschte Gärten. Er müßte also richtiger Ufer- und Getreidesänger heißen. Aber der alte Name ist nun eingebür-

gert; er wird es bleiben, selbst wenn wir einen passenderen Namen wüßten.

Der Sumpfrohrsänger liebt Geselligkeit. Stets sind Gefährten gleicher Art in seiner Nähe. Mit schnellen Blicken schaut er um sich, ist immer geneigt, mit seinesgleichen anzubändeln, wobei nicht offenkundig wird, ob er zum Spielen oder Streiten sich entscheiden will. Die einzelne Bewegung verrät den wohlgeübten Körper. Er ist im Fliegen wahrhaft Meister, wenn er sich erst einmal zum Fliegen angetrieben fühlt, und gefällt sich darin gelegentlich für längere Zeit. Den weitaus größten Teil des Tages schlüpft er behende durchs Gebüsch, und da er sich dabei nicht hoch vom Boden zu entfernen bestrebt, erinnert seine Fortbewegung an ein gewandtes Kriechen, das plötzlich in ein jähes Laufen, ja in ein überstürztes Rennen übergeht, nicht anders als es von der Maus bekannt ist. Ganz unerwartet gibt er wohl ein wenig vom Geschick des Akrobaten zum besten: im vollen Lauf besteigt er dünne Stengel und hemmt ihn erst, sobald die Spitze ihm Halt gebietet. Dann guckt er voller Wißbegier ein paar Sekunden um sich, läßt sich zu Boden fallen und steigt an einem zweiten Stengel senkrecht empor. Die ganze Übung wirkt wie tausendmal eingeübt, ein Fehlgriff oder gar ein Absturz ist ausgeschlossen. Es geht mit Windeseile, mit Fertigkeit, und wie du auf den ersten Blick zu spüren meinst, mit eigener Freude an dem hübschen Sport. Genau so unvermutet bleibt unser Akrobat in der Mitte des Stengels stehen, zieht den schmalen Körper in die Länge, soweit es gehen will, läßt seine Flügel wie gelähmt herunterhängen, spreizt den Schwanz zum Fächer, streckt den geöffneten Schnabel senkrecht in die Höhe, bläht die Kehle unförmig auf, sträubt das Gefieder an der Brust, sträubt bis zur Struppigkeit die Scheiteldecke und — singt. Es gibt wohl keinen Vogel, dessen Anblick so köstlich komisch wirkt und dessen Stimme gleichzeitig solchen Wohllaut auszuströmen weiß. Erst wer den Sumpfrohrsänger kennt, der weiß, daß man bei einem Vogel von Begabung im menschlichen Sinne sprechen darf.

Das Lied des Sumpfrohrsängers übertrifft bei weitem das Lied der näheren Verwandten, erinnert an den Gesang des Gartenspötters in der Vielfalt der schönen Klänge wie auch in der Vielgestalt der einzelnen Töne. Es wird mit Kraft und Fülle vorgetragen und wirkt trotzdem in Zartheit und Lieblichkeit bestrickend. Zumal zur Nachtzeit, wenn alle andern Laute verstummen, hört es sich feierlich, erhaben und bezaubernd an in seiner Reinheit und strahlenden Innigkeit. Rauhe, schnarrende Töne treten oft völlig hinter gedämpft klirrenden oder leise schmelzenden Lauten zurück. Neben die volltönigen Strophen, die oft mehrmals hintereinander wiederholt werden, treten trillernde, quirlende Laute von angenehmer Färbung, die sonst kein Vogel beherrscht. Hörst du als Kenner zu, so stellst du viele Lieder anderer Sänger fest, Lieder von Schwalben, Grasmücken, Grünlingen, Bachstelzen, selbst das Geschilp der Sperlinge und das Getick der Wachtel. Ich kannte einen Sumpfrohrsänger, der das Geräusch der abschnarrenden Weckeruhr täuschend nachahmte, nachdem er es im ganzen höchstens viermal aus der Erdhütte, die der Beobachtung des Brutplatzes diente, vernommen haben konnte. Und einen andern kannte ich, der innerhalb von zwei Stunden lernte, die Töne einer Papagenoflöte nachzupfeifen, als wären sie ein Echo auf den Ruf. Was aber dein Erstaunen noch mehr hervorruft, ist die Gabe dieses Vogels, auch andere Naturlaute in sein Wunderliedchen aufzunehmen, das leise Gluckern eines Rinnsals, den im Klange wechselnden Fall des Tropfens in den Wassertrog, sogar den Glockenton der Unke am Bergeshang. Man darf es ruhig Wunderliedchen nennen; es gilt nur hinzuhören. Und zum Glück erklingt es noch im Monat Juli häufig.

Das Nest des Sumpfrohrsängers steht verblüffend offen im Gelände, am Rand des Weidichts, in vorgeschobenen Einzelbüschen, in Roggenfeldern und, man kann es sorglos nennen, am Saum der Ährenfelder. Es fällt sogleich durch seine Bauart auf, durch einen Gegensatz, den du dir nicht erklären kannst; es hat die Form des Wasserglases, erscheint dir

schmal, doch schwer. Vor allem aber zwingt dich zur Bewunderung, daß es von ein paar Halmen getragen wird, oft nur von vieren oder gar dreien. Einmal entdeckte ich, vom Wasser weit entfernt, in einer Sandgrube, wo Weidenröschen üppig wuchsen, ein Nest, das nur zwei dünne Stengel als Spitze hatte. Der Vogel baut das Nest um diese Spitzen rundherum, wählt ihren Standort so, daß sie in die äußere Wand durchstoßen, und sieht dabei durchaus nicht auf die dicksten Stengel. Wer zeigte ihm, daß ihre Biagsamkeit viel wichtiger ist als ihre Stärke? Da es meist fußhoch überm Boden steht, vermag es einem starken Windstoß auszuweichen, und selbst ein peitschender Sturm bringt es bloß ins Wanken, niemals ins Stürzen. Der Boden des Nestes ist so dick, daß er kaum weniger als die Hälfte des ganzen Inhalts einnimmt. Der ganze Bau ist peinlich sauber und sorgfältig hergerichtet. Die Rispen feiner Gräser werden mit Spinnfäden glatt verwebt; das Innere erinnert an ein Päckchen Watte. Einmal im Jahre werden in diesem Schmuckbau vier oder fünf lichtblaue Eier mit kreisförmig angeordneten Flecken und Punkten von beiden Eltern abwechselnd ausgebrütet. Die Jungen, die den Alten gleichen, verlassen schon früh das Nest und machen die letzte Stufe der Entwicklung kriechend und schlüpfend am Boden ab. Im Gegensatz zu ihren Eltern halten sie sich streng verborgen. Ihr Federkleid, am Rücken grünlichbraun, am Bauche bräunlichweiß, entzieht sie leicht dem Blick. Sie werden sorgsam bewacht, von nahenden Störenfrieden heimlich weggeführt und noch mit allerlei Insekten gefüttert, wenn sie schon selbständig sind. Im Juli beginnen sie die Reise nach dem Süden, die Alten folgen ihnen im August.

Gesang und Nestbau haben den Sumpfrohrsänger zu einem Liebling des besinnlichen Menschen gemacht. Er sieht ihn ungern scheiden, erwartet ihn mit Ungeduld, wenn Strauch und Baum aufs neue grünen, und überlegt sich lange, ob er den Weidengarten während der Brut betreten soll. In seinem Freund sieht er ein Stück der Heimat.

DER STIEGLITZ

Vergeblich wirst du ihn im Walde suchen; er meidet dichten Baumbestand und sucht nur dann den Waldsaum auf, wenn Zitterpalmen und Ulmen ihm reichlich Nahrung spenden, die er sich von den Blütenständen, den „Kätzchen“ gerade dieser Bäume holt. Viel lieber hält er sich im Brachwald auf, wo er die Fruchtstände, auch den Winter über, gewandt durchstöbert. Willst du ihn sicher antreffen, so achte auf den Feldweg, der von der Distel, der Klette, dem Löwenzahn begleitet wird. Geschickt erklettert er die Kräuter, zieht die Samen an ihren Federkronen heraus und verspeist sie eilig. Im Garten ließ ich, um ihn anzulocken, Salat in Samen schießen, kein Körnchen ging verloren. Wenn aber das Schwarzwurzelbeet die schweren Körbchen mit Samen darbot, vergaß er oft genug die angeborene Scheu. Gelegentlich stibitzt er auch blauen Mohnsamen, nachdem er im Handumdrehen die holzigen Köpfe von oben her erbrochen hat. Kopfüber wie kopfunter liegt er der Nahrungssuche ob, bald sitzt er oben auf der Spitze der Pflanze, bald hängt er waagrecht mit dem Rücken abwärts an dem Stengel, der oft sich bis zur Erde neigt. Nur selten steigt er auf die Erde hinab; verstreutes Futter hebt er nur widerwillig auf, und auch nur dann, wenn ihn der Hunger treibt.

Einen Garten oder Park, selbst eine Straße oder eine Obstwiese, zieht er den Laubgehölzen vor, wenn er zum Brüten schreitet. Sein Nest legt er mit Vorliebe in alten Linden und Roßkastanien an. Das dichte Blätterdach verbirgt den Bau dem Blick, oft steht es weit vom Stamme weg in Zweiggabeln, oft auch im höchsten Wipfel. Du siehst das Nest erst, wenn der Baum die Blätter abgeworfen hat. Meist reißt der erste Wintersturm es los, und du kannst es betrachten. Noch immer ist

es fest und dicht, die dicken Wände bestehen aus Moos und Fasern, die mit Gespinnst durchwebt sind. Im Innern findest du die zarte Wolle, die er aus Distelkörbchen gesammelt hat; damit sie sich nicht lockert, liegt obenauf ein dünner Rost von Haaren wie ein Tellerchen. Die Hauptarbeit beim Bauen leistet das Weibchen, dafür zeigt sich das Männchen durch fleißiges Singen erkenntlich. Sein Lied klingt fröhlich, frisch und munter, klingt didelit beim Locken, wonach der Vogel seinen Namen Stieglitz führt, mit einem angehängten Pickelneia. Oft reiht er solche Rufe aneinander, durchsetzt von hellklingenden Schlägen pink-pink und von langgezogenen rauhen Tönen. Meist zeichnet sich das Lied durch seine Kürze aus, dazwischen kommen längere Formen vor, doch gibt es Sänger, die, wenn sie einmal beginnen, kein Ende finden. Ich hörte einmal einem Stieglitz zu, der mehr als eine halbe Stunde sang. Er saß, wie alle seine Artgenossen beim Vortrag, hoch auf den Zweigen eines Baumes. Und wie die Artgenossen, drehte und wendete er den Körper nach allen Seiten und breitete den Schwanz wie einen Fächer aus.

Das Weibchen legt vier bis sechs blaßblaue, dunkel bepunktete und bekritzelte Eier und brütet allein. Die Jungen fallen am vierzehnten Tage aus, erhalten zunächst Insekten, namentlich Blattläuse, danach auch Sämereien als Futter. Wenn sie herauswachsen, sind ihre äußersten Schwungfedern wie die der Alten, an der Wurzel zitronengelb und an der Spitze weiß, doch fehlen ihnen das bunte Köpfchen der Alten, die karminrote Stirn, die weiße Wange, der schwarze Scheitel. Nun, sie werden sich wenig darum grämen, daß man sie in ihren jungen Tagen Grauköpfe nennt; im Herbst wirst du sie nicht mehr von den Alten unterscheiden können. Die Alten führen ihre Jungen noch einige Wochen und leiten sie zur Futtersuche an. Sooft ich die flinke Familie zu Gesicht bekam, glaubte ich zu bemerken, daß es nicht leicht zu lernen sein müsse, die Distelsamen mundgerecht zu machen. Weit eher schien es eine schwere Arbeit für die jungen Distelfinken zu sein. Sobald die Fruch-

te unserer Gärten reif sind, vereinigen sich viele Stieglitze zu kleinen Schwärmen. Sie ziehen fortab unstedt, doch bedächtigt, wie es ihrer Art entspricht, durchs weite Land und heimsen ihren Anteil am Segen des Jahres ein. Solang der Tisch mit reichen Gaben bestellt ist, bleiben sie zusammen, oft mehr als hundert Stück. Am Wegrain und auf Heideland, auf Landstribchen, durch die der Pflug nicht fährt, an Schienensträngen und an Flußufern, genießen sie die guten Tage. Wenn dann die rauhen Winde gehen und Schnee und Eis die Schollen decken, lösen die Schwärme sich auf in kleine Trupps von sechs bis zehn Stück, die bis zum Frühling meist vereinigt bleiben. Die dürren Sträucher und Bäume müssen jetzt Futterspender sein. Oft siehst du sie derart in ihre Sorge vertieft, daß sie dich näher kommen lassen. Und wenn du reichlich im Sommer Gräser eingeheimst hast, geschieht es wohl, daß sie am Futterplatz erscheinen. Erst dann erkennst du, welcher Schmuck in diesem Vogel der Heimat geschenkt ist. Und wenn du gut beobachtest, pflichtest du mir leicht bei in der Erkenntnis, daß er sich seiner sauberen, schlanken und zierlichen Haltung bewußt sein muß. Er hält sich recht zurück, lugt aufmerksam nach allen Seiten, nimmt, wie man menschlich sagt, gesittet einen Brocken und zeigt nicht eine Spur von Hast. Du möchtest ihm von Herzen gönnen, daß er nicht zu kurz kommt, doch leider geht es ihm fast immer so.

Auffallend ist, daß er in manchen Gegenden ein häufiger Vogel ist, während er in andern Gegenden zu den großen Seltenheiten gehört. Dabei gestattet ihm sein leichter, schneller, fast jagender Flug die Überwindung weiter Strecken. Auch mutet uns seltsam an, daß er im Winterschwarm, nachdem er Jahr um Jahr zu unseren treuesten Begleitern gehört hat, plötzlich ausbleibt, für einen Winter, ja selbst für einige Jahre. Zwar hörst du ihn zur Maienzeit den eigenen Namen rufen, wenn er in deiner Nähe brütet und seine Wintergesellschaft verlassen hat; doch mußt du lange warten, bis neue Gesellschaften kommen. Und wenn wir schon die Hoffnung aufzu-



Buchfink
Stieglitz



Kohlmeise
Bachstelze

geben uns mühen, dann ist der Schwarm auf einmal da, womöglich größer als in früheren Jahren. Wer mag sich in den Sitten und Gebräuchen der kleinen Vogelgeister auskennen, wenn er alles richtig überlegt. Ein Stieglitz ist kein Zugvogel, und dennoch kennt auch er das Auf und Ab des Zuges; wir aber erfahren kaum, wo da die Grenzen liegen.

DER BUCHFINK

Wer einen Buchfink jahrelang belauscht, der zweifelt leicht an dessen Ruf, er liebe die Geselligkeit. Gewiß, die Meinung, daß er nach der Brutzeit zu ganzen Scharen sich vereine mit seinesgleichen, wobei auch andere Finken nebst Ammern angetroffen werden, besteht zu Recht. Jedoch hält solch ein Schwarm verhältnismäßig kurze Zeit zusammen; fortwährend sondern kleine Trupps sich ab und werden durch andere, die zur Masse stoßen, ersetzt. Und auch die Angehörigen der kleinen Trupps sind jeden Augenblick bereit, sich abzusondern, für sich selbst zu leben, sich um Nachbarn nicht zu kümmern. Natürlich wird der Nebenbuhler aus dem Brutrevier mit einer Unermüdlichkeit vertrieben, die man bei anderen Vögeln selten antrifft. Die Unverträglichkeit veranlaßt ihn jedoch, im Sommer wie im Winter mit offenem Schnabel und gesträubtem Häubchen auf jeden Vogel gleicher Größe loszugehen, auch dann, wenn ihm kein Futtermangel droht. Vielleicht wirst du ihm ohne Vorurteil gerecht, wenn du ihn als unnahbar bezeichnest. Obwohl er sich, wie kaum ein anderer Vogel wieder, an Mensch und Hund mit Leichtigkeit gewöhnt, obwohl er sich im Handumdrehen locken und füttern läßt, hält er doch Abstand und vermeidet die Vertraulichkeit. Erschreckst du ihn ein einziges Mal, so wird er vor dir auf der Hut sein, was auch immer du an Vorsicht aufbringst. Eine recht zur Schau getragene Würde, die seinem glatten, wie gemalten und gebügelten Gefieder entspricht, läßt ihn beständig Abstand halten. Du glaubst ihm förmlich anzusehen, wie er sich jeden Schritt und jede Wendung überlegt, er scheint sich ernstlich zu fragen, wie ihm ein Mensch entgentritt, als Freund, als Feind. Ich muß zu meinem Teil gestehen, daß er mir immer als ein Eigenbrötler vorgekommen ist. Die Finkenmännchen brechen bei der Rückkehr aus den Mittelmeergebieten um vierzehn Tage früher auf als die Weibchen.

Ist unsere kalte Jahreszeit nicht gar zu unerträglich, verbleiben sie in unserer Nähe, doch finden sich die Weibchen stark vermindert. Schon früh im Jahre legen alle Männchen ihr Prachtkleid an, die Wangen leuchten apfelrot am schieferblauen Kopf. Die Weibchen werden leicht mit Sperlingen verwechselt, doch tragen sie im Flügel wie auch die Männchen weiße und gelbe Streifen und einen grünen Schwanz. Vom Sperling unterscheiden beide sich in der Bewegung; wo dieser hüpfet, da trippelt der Fink, wo er schwirrt, da gleitet leicht und reißend der Fink dahin.

Den Lockton, das bekannte helle „Pink“, das ihm den Namen gab, vernimmst du übers ganze Jahr, solange er zugegen ist. Auch mit dem kleinen, seltsam wehmütig klingenden Ruf „jub“ — der Volksmund macht daraus sein „sprüht“ —, bei Regendrohen unermüdlich wiederholt, spart unser Sänger nicht. So recht zu seinem schmucken Kleide aber paßt der frische, schmetternde Finkenschlag, dessen Endung sehr verschiedenartig ausfällt. Sie kann mit zwei, meist drei, oft auch vier Silben unterlegt werden, und Vogelfreunde sprechen dann vom „Reitzug“ oder „Würzgebier“ oder gar „Friedericic“. Den kräftigen, weithin hallenden Schlag wirst du noch richtig ansprechen, wenn, wie es oft geschieht, der Schluß mißglückt oder ganz ausbleibt. Er ist ein freudiger, lebensfroher Ton im Lenzkonzert; er löst im Menschenherzen Zuversicht und Hoffnung aus; er lenkt die lastenden Gedanken in lichte Höhen. Es ist kein Zufall, wenn die Stimme des Finken in Liedern, Märchen und Geschichten die guten Seelen warnt und tröstet. Warum er Buchfink heißt, ist nicht mehr recht zu deuten. Er lebt nicht nur im Buchenhag, schätzt andere Laubbäume nicht weniger als dichten Nadelwald und haust im Bergland wie am Seestrand, im Obstgut wie im Feldgehölz. Die dichtbestandenen Gärten ziehen ihn ganz besonders an. Ganz in der Nähe meiner Wohnung baut er sein Nest mit Regelmäßigkeit in Straßenbäumen; kaum einen Rotdorn gibt es, in dem nicht schon ein Nest gestanden hätte; man sieht es freilich erst, wenn alle Blätter abgefallen sind. Die Gabeln dünner Äste,

die Quirle, halten den Bau wie mit verzahnten Klammern fest. Auf dicken Bäumen steht das Nest im Winkel eines Astes dicht am Stamme. Und alle Nester stehen ausnahmslos in ziemlicher Höhe, höher als ein Männerarm reichen kann.

Das Nest fällt durch die Sauberkeit und Sorgfalt auf, die bei der Arbeit angewendet wurden. Mit Flechten, holzartigen Fasern ist es außen peinlich genau belegt; die Wand im Innern aber besteht aus einem dichten Belag von trockenem Moos. Das Ganze erinnert an das Werk des Drechslers, an eine Vase oder an einen Napf, noch eher an eine bauchige Schale, gleichmäßig, glatt und fehlerlos an einer Drehbank hergestellt. Hochachtung vor dem Vogel, der solch ein Stück mit keinem anderen Werkzeug als dem eigenen Schnabel anzufertigen weiß und dabei nicht einmal zu einem Meister in die Lehre ging!

Auf einem Polster, reich aus Flöckchen von Schafwolle und zarten Vogelfedern verfilzt, brütet das Weibchen, vom Männchen in den Pausen der Nahrungssuche abgelöst, vier bis sechs Eier aus. Sie tragen eine lichte Farbe, teils braun, teils grau, teils grün, sind mit rötlichen Wolken überzogen und mit dunklen, wie Brandflecken aussehenden Punkten versehen. Mit großem Fleiß betreuen die Eltern ihre Jungen, achten sowohl auf Reinlichkeit — ich sah sie für Minuten die Jungen mit dem Schnabel striegeln —, wie auf abwechslungsreiche Nahrung, die anfangs aus vielerlei Insekten, später aus Sämereien besteht, welche mit dem derben Schnabel geschickt der Schale entkleidet werden.

Zweimal im Jahre, mit einem längeren Zwischenraum, wird das gleiche Nest zur Brut benutzt. Sobald die Brutzeit abgeschlossen ist, trennen sich die Geschlechter, halten teilweise zusammen, sondern sich einzeln ab. An meiner großen Vogeltränke im Garten legen sie auf die Trennung oder Eigenbrötelei weniger Wert; das ganze Jahr treffen sich Männchen wie Weibchen und baden mit wahrer Inbrunst, selbst im Winter bei offenem Wetter. Vom Futterplatz weichen sie nicht, solange Taglicht herrscht, und morgens sind sie lange vor den

Spatzen und Amseln zur Stelle, gemeinsam mit den Meisen. Was man dem Buchfink sonst noch nachsagt, zänkisches Verhalten, kann ich nicht bestätigen; es sei denn, daß man ihm weniger zubillige als dem übrigen Bettelvolk. Hunger tut nicht nur den Menschen weh, und wenn ihn hungert, erkennt man auch die wahre Natur eines Vogels. Würdevoll und unnahbar, vorsichtig, selbstbewußt und keineswegs unduldsam, so finde ich immer wieder den Buchfinken, und deshalb freut mich seine Nähe von Jugend auf.

DIE BACHSTELZE

Der Volksmund nennt sie Wippsterz, weil sie bei jedem Schritt, der meist bedächtig ausgeführt wird, mit ihrem Schwanz zu wippen pflegt, gar nach dem Sprunge oder kurzem Flug des Wippens kaum ein Ende findet. Auch ist der Name Ackermännchen weit verbreitet, denn wie im Frühjahr so im Herbst, wenn sie in Schwärmen eng zusammenhält, folgt sie dem Pflüger ohne Scheu, um aus den aufgeworfenen Schollen ihre Beute zu erspähen und zu bergen. Hübsch mutet uns der Name Klosterfräulein an, denn in der Tat mahnt ihr Gewand an ein mit Anmut und Arglosigkeit ausgestattetes Geschöpf; der blütenweiße Körper, von dem der schwarze Glanz des Scheitels und des Nackens, der Kehle und der Brust streng absticht und den die lichten, grauen Flügel, durchsetzt mit weißen Streifen, zierlich decken, regt zum Vergleich mit menschlichen Gestalten an. Das Kleid verändert sich im Herbst, die Kehle verliert das Schwarz bis auf ein halbmondförmiges Band.

Das zierliche und zutrauliche Vöglein ist in vielen Reichen daheim, im Flachland wie im Felsen, im menschenleeren Ödland wie im lärmenden Betrieb der Straßen, im blanken Dorf wie in der staubigen Stadt. Ich wußte um sein Nest an Brücken und an Mühlen der Flüsse und der Bäche, ich wußte auch um Nester in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes in Köln, ja, mehr als einmal traf ich Eisenbahner, die ihre Fahrt gemeinsam mit brütenden Bachstelzen machten und dabei freundlich Obacht gaben, daß den Jungen im Nest kein Ungemach begegne. Das Elternpaar nahm an den ständigen Reisen und dem unvermeidlichen Geräusch nicht den geringsten Anstoß. Es ist Art und Gewohnheit des überall beliebten Vögleins, daß es sein Nest nicht vor den Augen der Menschen zu verbergen pflegt, doch sucht es gerne Stellen aus, die nicht zu leicht zugänglich sind.

Entsprechend seiner Heimat findet sich das Nest an mannigfachen Orten, im Gebirge in Felsenspalten und Holzstößen, in der Ebene an Bächen und auf Kopfweiden, in Dörfern auf Dachbalken und in Städten unter Dachfirstziegeln und in Mauerlöchern. Der Unterbau ist grob und kräftig, doch sorgsam hergerichtet aus Zweiglein, Wurzeln, Gräserstengeln, Strohhalmen und Rindenstücken. Der deutlich abgesetzte Oberbau besteht aus Moos und Blättern. Im Innern befinden sich, wenn es ein günstiger Zustand gestattet, ausschließlich Haare von Kühen oder Pferden, sonst Federn aller Art und Flocken von Wolle. Die Eier, fünf bis sieben, schimmern fahlweiß, manchmal bläulich oder bräunlich mit grünen Wolken und graugestrichelt und punktiert.

Beim Brüten benehmen sich die Alten scheu und reizbar. Oft reicht ein Windstoß oder ein polternder Wagen hin, daß sie Nest und Gelege verlassen. Statt aber aufgeregt davonzufiegen, drückt sich der brütende Elternvogel ohne Laut hinweg. Er ist in dieser Fertigkeit derart geübt, daß er wie durch ein Zauberwort verschwunden scheint. Ist die Gefahr vorüber, dann dauert es noch lange, bis das Gelege aufs neue betreut wird. Sind die Jungen ausgeflogen, so wird mit Lärm und Lockruf nicht gespart. Es gibt ein stürmisches Gezeter, wenn ihnen Feinde nahen. Die vordem furchtsamen Elternvögel setzen sich zur Wehr und treten mutig für den Schutz der Jungen ein. Die jungen Vögel tragen graue Farben und sehen aus, als wären sie in Asche gewälzt; ihr schwarzes Kehlblatt aber ist glatt und sauber. Zwei Brutten, manchmal drei, werden im gleichen Neste großgezogen. Nicht ohne Grund erhielt der Bau von Anfang an die derbe Unterlage. Die Jungen, unersättlich in der Gier nach Nahrung, die aus Insekten, besonders Fliegen besteht, machen durch ihre Unruhe den Alten viel zu schaffen. Fast ohne Unterlaß bringen diese Futter herbei. Kaum lassen sie sich Zeit, das Nest vom Schmutz freizuhalten. Zwischen den Brutten wird am Nest gebessert und geflickt, was den Strapazen zum Opfer fiel. Bis in die letzten Tage der dritten

Brut sieht man die Bachstelzen unermüdlich mit Instandsetzung des Nestes beschäftigt.

Sind alle Bruten glücklich durchgekommen, dann bleiben die Jungen mit den Alten im Schwarm zusammen. In Städten finden sich die Schwärme nie, weil alle Jungen in das Land hinüberwechseln, sobald sie sich ernähren können. Die Alten folgen ihnen, sobald die Zeit der Brut beendet ist. Sieht man im Herbst oder gar im Winter Bachstelzen in der Stadt, so sind es immer Einzelgänger, die zu Besuch gekommen sind, jedoch nach einiger Zeit sich wieder dem Lande zuwenden. Das Reisen macht, selbst wenn es über weite Strecken geht, den Ackermännchen keine Schwierigkeiten. Ihr Flugvermögen ist überraschend günstig ausgebildet; sie fliegen reißend, sicher und geschickt in großen Bögen, weil die Flügel bald kräftig schwirren, bald dicht am Körper angezogen ruhen. Dem Menschenauge scheint der Flug von großer Leichtigkeit zu sein, besonders dann, wenn sie den Sperber oder Habicht zu verjagen suchen. Im Nu sind sie zu einer Schar vereint, umschwirren gleich einem Fliegenschwarm den Feind und setzen ihm so aufdringlich zu, daß er die Flucht ergreift. Erst nach und nach dämpft sich das Feuer der Verfolgung, verflackert plötzlich und erlischt in einem förmlichen Triumph, in einem wirklichen Gesang des überlegenen Siegers, der den Angriff abschlug und den Feind in seine Schranken wies.

Beachte, wenn du kannst, das zierliche Getrippel der Bachstelze im weichen Boden. Der Abdruck ihres Fußes ist wie mit dem Werkzeug eines Ziseleurs hergestellt; der stark gekrümmte Nagel der Hinterzehe drückt oft ein freies Pünktchen wie ein Satzzeichen in den feuchten Grund. Es kommt daher, daß sich das Klosterfräulein, wenn es sich niedersetzen will, pfeilschnell herniederstürzt und erst im allerletzten Augenblick den Schwanz zu einem richtigen Fächer ausbreitet, um die Wucht des Aufpralls zu vermindern. Das Pünktlein hinterm Zeh wirst du wohl kaum bei andern Vögeln finden. Der schwarze Schwanz, schmaler als ein Federhalter, weiß eingesäumt, setzt sich zusammen aus zwölf Federn, deren Schaft fast faden-

dünn ist. Du glaubst erst an die Steuerkraft der dünnen Federn, wenn du mit eigenen Augen zugesehen hast, wie ihn der Vogel ausnutzt. Erst dann verstehst du, daß er sich zu den meisterhaften Fliegern zählen darf, daß er seine langen und spitzen Flügel nicht umsonst vom Schöpfer empfangen hat. Muß er nicht flinker und wendiger als selbst die Fliegen sein? Und auch die kleinste Fliege fällt ihm noch als Beute zu. Sein Schnabel gleicht nicht schlecht dem Instrument des Uhrmachers, der eine winzige Uhr aus winzigeren Teilen zusammensetzt. Was einmal von der dünnen und wie geschliffenen Pinzette des Schnabels erfaßt wird, kommt nicht wieder frei. Wie könnte auch sonst der Vogel den Hunger stillen, der nicht gering ist. Beachte alles und freue dich des zierlichen Geschöpfes!

DIE KOHLMEISE

Das Vöglein Nimmermüd, so nannte meine Großmutter das zierliche Geschöpf, und wenn ich fragte, warum sie gerade Kohlmeise heiße, wispelte sie: „Wer weiß das ganz genau. Hinter den sieben Bergen kocht sie Kohl. Bei uns im Garten trägt sie ein Krawättlein auf der Brust, das ist kohlrabenschwarz.“ Ich glaubte eher an die Kohle als an den Kohl, doch war ich mir nicht völlig darüber klar.

Die Kohlmeise ist in der Tat ein Vöglein Nimmermüd. Nie ruht sie über Tage aus, nie macht sie einen müden Eindruck; doch immer ist sie in Bewegung, geschäftig von der ersten bis zur letzten Tageshelle, rastlos auf Suche nach Leckerbissen. An dünne, schwanke Zweige klammert sie sich an, gar an den Rand des Blattes. Behende steigt sie an dem Blumenstengel hoch; flink schraubt sie sich am hartbedornten Rosenästchen herunter, geschickt fliegt sie auf kurzer Strecke den Efeu an. Flatternd und huschend durchsucht sie Busch und Hecken, wobei sie immer an der Außenseite, nie im Innern verweilt. Den Boden meidet sie, solange es nur angeht. Im ersten Frühjahr freilich, wenn ihre Nahrung knapp ist, wendet sie Entschlossenheit und Ausdauer darauf, dicht an der Erde im feuchten Laub zu picken und sogar zu scharren. In kleinen Rucken bewegt sie sich fort, in kleinen Stürzen senkt sie sich nieder, in kleinen Sprüngen gewinnt sie wieder Höhe. Sie ist die Meisterin der kurzen Strecke.

Von allen Meisen, die bei uns zu Hause sind, ist sie die größte, zugleich die mutigste und neugierigste. Männchen und Weibchen unterscheiden sich durch ihr Krawättlein, den schwarzen Streifen von der Kehle abwärts bis zum Schwanz. Beim Weibchen reicht er nur bis in die Mitte des Bäuchleins. Gegen Genossinnen der eigenen Art benimmt sich die Kohlmeise harmlos und verträglich, gegen die schwächeren Arten zän-

kisch, gegen andere Vögel, Finken und Drosseln, abweisend. Angst scheint sie selten zu empfinden; geduckt und vorge-streckten Schnabels wehrt sie Belästigungen mutig ab. Selbst einer Katze sucht sie den Besuch des Brutreviers zu verleiden, indem sie die Katze schimpfend umschwirrt, bis sie ihren Aus-flug abbricht und sich still verdrückt. Das muckernde Gezeter, mit dem die Meise ihren Feind empfängt, steigert sich zu hit-zigem, trillerndem Wetzen und Zerren, wenn er nicht auf der Stelle weichen will. Sobald die Gefahr vorüber ist, gehen die ungemütlich klingenden Töne in den bekannten Meisenschlag über, der meist aus mehreren Strophen besteht. Die Strophen, so beschränkt ihr Umfang von drei Tönen auch ist, werden so abwechslungsreich geboten, daß sie selbst Kenner überraschen. Die Kohlmeise ist Meisterin der Variation.

Ihr Nest wird stets in einer dunklen Höhle angelegt. Da es an Bäumen fehlt, die angefaulte Astlöcher haben, wird notgedrungen an Stellen gebaut, die den natürlichen Verhältnissen ähneln. Ich fand ein Nest in einer Spalte einer eisernen Treppenstufe, ein anderes im hohlen Eisenmaste eines Wegweisers. Mit Sicherheit nimmt sie die handwerksmäßig hergestellte Nisthöhle an. Hier trägt sie feine Wurzeln, Hälmchen, Moos und Pflanzenwolle ein, bereitet daraus eine Unterlage und bedeckt sie dicht mit zarten Federn. Es geht die Meinung, daß der Bau mit wenig Sorgfalt ausgestattet werde; ich teile nach meinen reichlichen Befunden diese Meinung nicht. Sie ist wohl aufgekommen, weil man das Nest, nachdem die Jungen ausgeschlüpft waren, nachträglich untersucht hat. Solange die Eier darin lagen, erschien es mir als wahres Muster einer sorgsam angelegten Vogelwiege.

Und sorgsam auch betreut die Meise ihr Gelege. Es dauert rund zwei Wochen, bis das Gelege vollzählig vorliegt. Meist zählst du acht bis zehn grünlichweiße Eier, die matte ziegelrote Tupfen zeigen. Die dünne Schale verträgt den plumpen Finger nicht, auch wenn du Vorsicht walten läßt. Gelege von dreizehn, ja vierzehn Eiern kommen vor. Erst wenn das letzte Ei gelegt ist, schickt das Weibchen allein sich zum Brüten an;

bis dahin wird das kostbare Lebensgut behutsam mit Flöckchen zugedeckt, obschon es in der Höhlung Schutz genug hat. Läßt solch Verhalten auf mangelhafte Sorgfalt schließen? Der brütende Muttervogel widmet sich seiner Aufgabe mit Beharrlichkeit. Bringt ein Zufall mit sich, daß dein Finger sich ins Flugloch legt, so wirst du heftig angezischt. Nur selten aber wirst du den Vogel vertreiben können; er sitzt, als wäre er angeleimt, die dreizehn Tage, bis die Jungen ausfallen. Damit nun ändert sich sein Treiben. Die Mithilfe des Männchens setzt ein, und was die Eltern bei der Aufzucht leisten, muß als außerordentlich bezeichnet werden. Fast aller zwei Minuten erscheinen sie mit Nahrung, meist Raupen, wie ich jahrelang beobachtete, und ihre Arbeit wird nicht einmal bei schlechtem Wetter unterbrochen. Die ungewöhnliche, bei nur wenigen andern Sängern übliche Geschäftigkeit, umfaßt am Tage viele Stunden, bis nach fünfzehn oder achtzehn oder zwanzig Tagen das letzte der Jungen flügge ist. Bis zu zwei Wochen werden sie selbst jetzt noch weiter aufgefüttert, unterwiesen und umhegt. Danach vertreiben ihre Eltern sie unachtsamlich aus dem Brutgebiet; sie schreiten zur zweiten Brut und müssen ungehindert sein. Ihr Reich hat enge Grenzen, und der Bedarf an Nahrung zwingt sie zur Unduldsamkeit. Darum hüte dich, des Guten unbedacht zuviel zu tun, wenn du daran gehst, ihnen Nistgelegenheiten zu verschaffen. Entscheide dich für eine einzige Bruthöhle im Garten. Bedenke, daß im beengten Gartenraum nur wenige Meisen ihres natürlichen Unterhaltes, der Insektennahrung, sicher sind. Vermehrst du guten Glaubens die Nachzucht übermäßig, so stellen sich die bösen Folgen pünktlich ein. Die allzuvielen Meisen vergreifen sich an Beeren und an Kirschen, sogar an Erbsen und an Birnen. Und dann nimmst du es ihnen übel. Schaffe Rat beizeiten, vermeide Übervölkerung, halte also Maß. Auch gütige Herzen müssen sich von Einsicht lenken lassen.

Wo Meisen fehlen, macht sich das Ungeziefer breit. Ich kannte ein sauberes, gepflegtes Dorf, in welchem trotz der Mühen kein Obst gedeihen wollte, seit Jahren schon. Da fiel es einem

Manne auf, daß solche Vögel selten waren, die in Höhlen brüten. Auf seinen Rat — er ging mit gutem Beispiel voran — wurden die damals eben aufgekommene Nisthöhlen aufgehängt, gleich ein paar Dutzend. Und siehe da, die Höhlen wurden gleich bezogen, bis auf die letzte. Allmählich gab es Obst, wie es gewünscht wurde.

Willst du die Meise ansiedeln, richte im Winter einen Futterplatz zurecht, geschützt vor Regen und Schnee. Ölhaltige Körner von Sonnenblumen, Mohn und Hanf und Beeren, die Kerne enthalten, sammelst du im Sommer und reichst sie, wenn draußen bitterer Mangel herrscht. Brotkrümchen und Kartoffelbrocken eignen sich nicht. Die Meisen finden den gedeckten Tisch sogleich. Du wirst Beobachtungen machen, die dir Freude bereiten. Die Meise kann nur kleine Bissen schlucken, und deshalb trägt sie größere Körner im Schnabel auf einen Ast, schiebt sie unter die flachen Sohlen der Füße und knackt die Schalen stückweise ab. Geschickt weiß die Meise den süßen Kern zu packen, ohne daß er entspringt. In großer Eile pickt sie Stück um Stück heraus; in gleicher Eile holt sie ein neues Korn. Wenn es sich lohnt, ist sie vom Futterplatz nicht wegzuschlagen, wie man sagt. Kein Wunder, daß sie bei der ständigen Bewegung viel Aufbaustoffe zu sich nimmt. Der Fachausdruck „Sie hat einen lebhaften Stoffwechsel“ mag Benehmen und Körperbau erklären.

Hat sich die Meise den Winter über an den Futterplatz gewöhnt, so bleibt sie ganz gewiß im Frühling in der Nähe. Sie lohnt mit der Vertilgung schädlicher Insekten, was du ihr Gutes getan hast. Ihr beiden, Mensch und Vogel, kommt miteinander aus, weil ihr euch gegenseitig helfen lerntet. So will es eine Ordnung, die dem guten Menschen heilig ist.

WIR LERNTEN KENNEN

aus der

ORDNUNG SPERLINGSVÖGEL, *Passeres*

Oberfamilie Singvögel, *Oscines*

Familie Stare, *Sturnidae*

Star, *Sturnus vulgaris* L. 21

Familie Finkenvögel, *Fringillidae*

Stieglitz, *Carduelis carduelis* (L.) 58

Buchfink, *Fringilla coelebs* L. 62

Familie Lerchen, *Alaudidae*

Feldlerche, *Alauda arvensis* L. 11

Familie Stelzen, *Motacillidae*

Bachstelze, *Motacilla alba* L. 66

Familie Meisen, *Paridae*

Kohlmeise, *Parus major* L. 70

Familie Schnäppervögel, *Muscicapidae*

Unterfamilie Grasmücken, *Sylviinae*

Sumpfrohrsänger, *Acrocephalus palustris* (Bechstein) 54

Gartenspötter, *Hippolais icterina* (Vicillot) 42

Schwarzplättchen, *Sylvia atricapilla* (L.) 47

Unterfamilie Drosseln, *Turdinae*

Singdrossel, *Turdus ericetorum* Turton 33

Amsel, *Turdus merula* L. 16

Gartenrotschwanz, *Phoenicurus phoenicurus* (L.) 25

Nachtigall, *Luscinia megarhynchos* Brehm 37

Rotkehlchen, *Erithacus rubecula* (L.) 50

Familie Zaunkönige, *Troglodytidae*

Zaunkönig, *Troglodytes troglodytes* (L.) 7

Familie Schwalben, *Hirundinidae*

Rauchschwalbe, *Hirundo rustica* L. 29

Hausschwalbe, *Delichon urbica* (L.) 29

In der Jugendbuchreihe „Erlebte Welt“ sind in gleicher Ausstattung
und zu gleichem Preise erschienen:

2

HEINZ GEILER

Fische in Bach und Teich

Mit farbigen Fischdarstellungen von Lieselotte Finke-Poser
100 Seiten und 16 Tafeln

3

LUDWIG HINTERTHUR

Hallimasch und Butterpilz

Allerlei Pilzvolk - schön, eßbar und gefährlich
76 Seiten und 8 Tafeln des Verfassers

4

HERBERT SCHÖNEBAUM

Aber der Wagen rollt

Stationen einer kulturgeschichtlichen Entwicklung
Mit Zeichnungen von Lieselotte Finke-Poser
92 Seiten und 4 Tafeln

5

HEINRICH DATHE

Kleines Käferbüchlein

Mit farbigen Käferdarstellungen von Jürgen Ritter
104 Seiten und 10 Tafeln

6

RUDOLF HAUPT

*Das kleine Buch von Schlangen, Echsen
und Lurchen*

104 Seiten und 16 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

7

CONRAD VOLLMER

Am Tümpel vor der Stadt

Naturkundliche Betrachtungen
112 Seiten und 12 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

8

LUDWIG HINTERHUR

Herbstliches Tischleindeckdich

Von den Wildfrüchten in Wald und Flur

80 Seiten und 8 Tafeln des Verfassers

9

JEAN HENRI FABRE

*Von Heuschrecken, Grillen und
Gottesanbeterinnen*

Aus dem Französischen übertragen von Helmut Bartuschk

120 Seiten mit 6 Tafeln von Jürgen Ritter

10

CONRAD VOLLMER

Die großen Schwingen

Von den Großvögeln unsrer Heimat

112 Seiten mit 16 Tafeln von Jürgen Ritter

I N V O R B E R E I T U N G

CHRISTIAN GRÜNERT

Wo der Pfeffer wächst

Allerlei Wissenswertes über tropische Kulturpflanzen

Mit 16 Tafeln von Johanna Gödel-Schütze

HEINZ GEILER

Anmutiges Schmetterlingsbüchlein

Mit 16 Tafeln von Jürgen Ritter

CONRAD VOLLMER

Buntes Gefieder an Bach und See

Mit 16 Tafeln von Jürgen Ritter

GERHARD SCHMIDT

Wunderwelt der Steine

Mit 12 Tafeln von Jürgen Ritter

Jugendbuchreihe



„Erlebte Welt“

Jeder Band in Halbleinen mit farbigen Tafeln

Format 19 x 11,5 cm, DM 3,50

Bd. 1

HANS LORENZ LENZEN

Anmutiges Vogelbüchlein

für Kinder und Lerneifrige

Mit 8 Tafeln von Jürgen Ritter

Bd. 2

HEINZ GEILER

Fische in Bach und Teich

Mit 16 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

Bd. 3

LUDWIG HINTERTHUR

Hallimasch und Butterpilz

Allerlei Pilzvolk - schön, eßbar und gefährlich

Mit 8 Tafeln des Verfassers

Bd. 4

HERBERT SCHÖNEBAUM

Aber der Wagen rollt

Stationen einer kulturgeschichtlichen Entwicklung

Mit Zeichnungen und 4 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

Bd. 5

HEINRICH DATHE

Kleines Käferbüchlein

Mit 10 Tafeln von Jürgen Ritter

Bd. 6

RUDOLF HAUPT

*Das kleine Buch von Schlangen, Echsen
und Lurchen*

Mit 16 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

Bd. 7

CONRAD VOLLMER

Am Tümpel vor der Stadt

Naturkundliche Betrachtungen

Mit 12 Tafeln von Lieselotte Finke-Poser

Bd. 8

LUDWIG HINTERTHUR

Herbstliches Tischleindeckdich

Von den Wildfrüchten in Wald und Flur

Mit 8 Tafeln des Verfassers

Bd. 9

JEAN HENRI FABRE

Von Heuschrecken, Grillen und

Gottesanbeterinnen

Aus dem Französischen übertragen von Helmut Bartushek

Mit 6 Tafeln von Jürgen Ritter

Bd. 10

CONRAD VOLLMER

Die großen Schwingen

Mit 16 Tafeln von Jürgen Ritter

Weiterhin werden 1952 voraussichtlich erscheinen

CONRAD VOLLMER

Buntes Gefieder an Bach und See

HEINZ GEILER

Anmutiges Schmetterlingsbüchlein

GERHARD SCHMIDT

Wunderwelt der Steine

CHRISTIAN GRÜNERT

Wo der Pfeffer wächst

Ladenpreise gem. Preisanordnung Nr. 234 v. 15. 7. 49

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

LEIPZIG W 31, KARL-HEINE-STRASSE 31

